

Die

Glückskinder.

Von

Paul Féval.

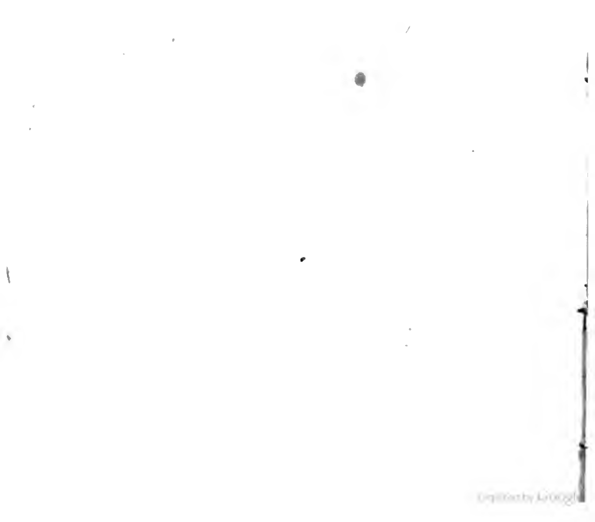
Aus dem Französischen.

Zweites Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1853.



9. Mama Richard.

Nicht weit von dem Eingange zum Park befand sich hinter den Hagbuchenhecken, welche der alte Steuerpächter Turlot gepflanzt hatte, eine kleine offene Stelle, die von prachtvollen Bäumen umgeben war und in deren Mitte ein Häuschen stand. Es mochte dieses Häuschen ursprünglich für einen Gärtner bestimmt gewesen sein, doch können wir das nicht ganz genau sagen

In dieses Häuschen schickte man die alte Großmutter Richard an den Tagen, an welchen das Schloß von den Dickköpfen des Stammes in Anspruch genommen wurde.

Ich weiß nicht, ob der reiche Herr von Jardins, ob Herr von Taillis, Herr von Luzerne oder Madame Augusta Massonneau die Aeltere geruht haben würden, dieses Hüttchen zu bewohnen; so viel ist jedoch gewiß, daß sich Mama Richard außerordentlich wohl in demselben befand.

Das Häuschen stand aber auch an einer allerliebsten Stelle; schöne Bäume öffneten ihren Dom, um die Strahlen der Sonne hindurchzulassen, welche die mit Blumen geschmückten Fenster erleuchteten; die Thür führte nach einem Pfade, welcher sich über einen Rasenplatz schlängelte und diesen mit dem Blumengarten

in Verbindung setzte. Zwischen zwei Abtheilungen der Hagbuchenhecken hindurch sah man den rechten Flügel des Schlosses an dem Ende einer langen schmalen Durchsicht. Alles athmete hier Ruhe und Stille; es war so eine Wohnung für einen Dichter, um die herum man nur die Stimmen der Vögel hörte.

Auch das Innere des Häuschens war sauber und mit Sorgfalt eingerichtet. Frau von Garennes würde nimmer in ihrem Parke eine schlecht unterhaltene Hütte geduldet haben, oder es müßte denn eine von Gyps erbaute Ruine gewesen sein, wie die Felsen, von denen wir bereits sprachen.

Aber noch eine Andere, als Frau von Garennes, hatte mit Feenhand den Ausschmuck des Häuschens besorgt. Camille verehrte und liebte ihre Großmutter. Camille hatte Alles im Innern des Häuschens besorgt, hatte die weiße Decke über das Bett gelegt, die festonnirten Vorhänge vor dasselbe gezogen, den zierlichen Weihkessel in die Mitte eines Laubgewindes gehängt, die dicken Blumensträuße auf den Kamin gesetzt und den schönen weichen Armstuhl vor das Spinnrad der Mama Richard gestellt.

Denn sie spann, die gute Großmutter, obschon Frau von Garennes auf das Eifrigste dagegen protestirte; sie spann so fleißig, als müßte sie damit ihr tägliches Brot verdienen. Unmöglich wäre es gewesen, sie von diesem Spinnrade zu trennen, dessen Rad sie seit sechzig Jahren hatte schnurren lassen. Solche alte Frauen sind oft gewaltig halsstarrig; es ist nicht möglich, sie durch vernünftige Vorstellungen von ihren alten Gewohnheiten abzubringen.

So hatte Mama Richard noch eine andere recht garstige Mode. Sie trug nämlich noch fortwährend die tutenförmige

Mütze und das barchentne Mieder der Bauersfrauen in Anjou, just wie zu jenen Zeiten, als ihr seliger Mann noch Getreideschaufeln und Kochlöffel aus Holz geschnitzt hatte.

Na, nun können meine schönen Leserinnen urtheilen, welch ein Dorn die gute Alte in den Augen der Frau von Garennes war!

Mama Richard saß also bei ihrem Spinnrade vor dem Fenster; sie hatte für einen Augenblick aufgehört, das Rad zu treten, um mit zärtlichem und gerührtem Blick ihre Enkelin Camille zu betrachten, welche auf einem Tabouret vor ihr saß.

Es war das ungefähr um die Zeit, als Frau von Garennes dem treuen und verschwiegenen Gayet die neuen Hülfstruppen überlieferte.

Mama Richard war eine schöne alte Frau mit recht verständigem und sanftem Blicke; man sah es ihr an, daß sie viel in ihrem Leben geduldet hatte, und es lag in ihrem unschuldsvollen Lächeln ein gewisser schwermüthiger Ausdruck. Aber man sah auch, daß sie seit langer Zeit das Entsagen gelernt hatte, und keine Spur von Bitterkeit blickte durch ihre Schwermuth.

Sie neigte sich vor und drückte einen langen Kuß auf Camille's schöne blonde Haare.

„Frau von Garennes hat recht," sagte sie leise, „und ich habe Unrecht. — Aber habe ich nicht stets diejenigen unterstützt, welche nichts taugten? — So sagten früher Alle zu mir, daß der Jean ein Taugenichts, ein Thunichtgut sei, daß er keinen Boden in der Tasche habe, daß er seinen letzten Pfennig dem ersten besten Armen hingäbe, welchen er an der Landstraße kauern sähe — und ich habe stets auf seiner Seite gestanden!"

Sie wandte ihre Augen von Camille ab, weil diese lächelnd auf sie blickte.

„Ich that damit Unrecht, meine Tochter," fuhr sie mit Selbstüberwindung fort; „es war ein schlechter Sohn! — Auf solche Weise kann man nie reich werden. — Und Roland gleicht ihm ganz und gar, nicht wahr? — Roland hat gar nichts, was er sein nennen könnte, und gleichwohl ist seine Hand stets geöffnet. Na, der Roland wird auch ein schlechtes Ende nehmen!"

„O!" sagte Camille im Tone des Vorwurfs.

„Ja, ja," versetzte Mama Richard, indem sie plötzlich ihr Rad wieder in eine sehr schnelle Umdrehung versetzte; „meine liebe Enkelin, wir Frauensleute lieben dergleichen unvorsichtige Menschen, weil wir selbst Närrinnen sind. — Aber, geht nur, dergleichen Leute thun nie etwas Gutes, — Spricht man mit ihnen von Sparsamkeit, von Vernunft, von Klugheit, so umarmen sie einen und lachen einem in das Gesicht, — gerade so, wie es mein Sohn Jean, der Thunichtgut, machte."

Ihr Rad drehte sich dann wieder langsamer, während sie mit einer fast zitternden Stimme fortfuhr:

„Ich war ja seine Mutter, und die Mütter sind immer blind. — Ich bemerkte erst zu spät seine Fehler. — Aber er muß deren doch gehabt haben, ja, er muß deren dennoch gehabt haben, meine arme kleine Enkelin! — fast eben so viele, wie Roland!"

„Aber, gute Großmutter," wandte Camille ein, „Roland hat ja keine Fehler!"

Mama Richard schüttelte mit großem Ernste den Kopf.

„Höre," antwortete sie, „ich kenne allerdings nicht viele Feh-

ler, die er besitzt, aber ich bin eine alte Frau und kann nicht mehr gut sehen. — Frau von Garennes, meine Schwiegertochter, hat dagegen um so schärfere Augen. — Und ich weiß, was sie zu mir gesagt hat: Der Roland ist noch ein ärgerer Thunichtgut, als sein Vater war."

„Aber, Großmutter," nahm Camille wieder das Wort, „was warf man denn seinem Vater vor?"

„Was man ihm vorwarf?" fragte die gute Frau, indem sie das Rad anhielt, um beide Hände gen Himmel zu erheben; „ei, Du mein lieber Herrgott! frage doch lieber, was man ihm nicht vorwarf. — Er besaß alle erdenklichen Laster, wie es scheint. — Höre, mein Töchterchen, ich will Dir nur Eins sagen, woran ich mich oft erinnere: der Teufelsjunge achtete mich, seine Mutter, nicht einmal."

Eine Thräne perlte in den Augen der guten Großmutter Richard.

„Nein," fuhr sie dann fort. „Alle haben mich darauf aufmerksam gemacht, und sie hatten Recht, wie Du sogleich sehen wirst. — Wenn er des Morgens zu mir kam, um mir einen guten Morgen zu wünschen, oder wenn er mir am Ende des Tages eine gute Nacht wünschte, dann reichte er mir nicht etwa auf anständige Weise zu einem Kusse die Wange, wie das ein wohlerzogenes Kind muß, sondern er ergriff mich mit beiden Händen beim Kopfe — mit beiden Händen, sag' ich Dir, mein Töchterchen — und küßte mich, wie ein Narr, was er denn auch war."

Und sie lächelte durch ihre Thränen, und obschon sie in der Aufrichtigkeit ihres Herzens sprach, so erkannte man dennoch recht wohl, daß sie alle ihr noch beschiedenen Tage darum gege-

b:n haben würde, hätte sie noch ein Mal jene stürmischen heißen Küsse genießen können.

Während sie mit der Hand über ihre nassen Wimpern fuhr, trat Roland, der schon lange vor der Thür gelauscht hatte, ganz leise in das Stübchen und legte einen Finger auf die Lippen, um Camille zu grüßen.

Diese erwiederte den Gruß mit einem kaum bemerklichen Kopfnicken.

Roland schlüpfte hinter den Stuhl der alten Frau.

„Und dann, ach, da kamen Liebkosungen," fuhr die Großmutter fort, indem sie sich ganz und gar diesen köstlichen Erinnerungen überließ, „Liebkosungen, die gar kein Ende nehmen wollten! — Bisweilen kam er von hinten und bog mir den Kopf zurück; seine Stirn lag dann auf der meinigen; er blickte mich an und verschlang mich mit seinen Augen."

„Nicht wahr, so?" sagte Roland, der auch den Kopf der Großmutter mit beiden Händen von hinten ergriff und sie dann mit Ausgelassenheit küßte; „nicht wahr, so, liebstes Großmütterchen?"

Camille war bis zu Thränen gerührt.

Mama Richard war aber noch stärker ergriffen und zitterte für einen Augenblick am ganzen Körper.

„Ach!" sagte sie und versetzte sich vielleicht in die vergangenen Tage zurück; „ja — so machte er es!"

Dann lächelte sie und schob Roland zurück, zog ihn aber auch gleich darauf wieder an ihr Herz.

„Du Tollkopf!" stammelte sie, „Gehört sich denn das, eine alte Frau so bis zu Thränen zu rühren! — Es ist mir ganz, als sähe ich ihn vor mir und als hörte ich ihn noch, wie er

„Guten Morgen, Mütterchen!" zu mir sagte und dabei meine beiden Hände fest auf seinen Mund drückte."

Roland war vor der Großmutter niedergeknieet und bedeckte deren beide Hände mit Küssen.

„Guten Morgen, mein Mütterchen!" sagte er.

Mama Richard aber, die halb lachte und halb weinte, bat ihn mit leiser Stimme:

„So höre doch auf! — so höre doch auf! — Du taugst eben so wenig, wie er."

Roland erhob sich plötzlich und war ganz ernst.

„Meine Mutter," sagte er, „ich will gar nicht mehr taugen, als er; ich will nur ihm gleichen, — und das ist Alles."

Die gute alte Frau drückte ihn an ihre Brust und verstummte alsdann.

Wäre es ihr in diesem Augenblicke möglich gewesen, zu sprechen, so würde sie gesagt haben:

„Gutes Kind, Du hast recht."

Aber jene sonderbare Bemühung, die sie sich aufrichtig gab, um die Geradheit ihres eignen Herzens abzuändern und an die Stelle ihrer Ansichten und Gefühle die Meinung zu setzen, welche die Mehrzahl der Richarde hegte, gewann noch ein Mal die Oberhand.

„Höre," sagte sie mit einer Art Verlegenheit und jener kindlichen Falschheit einfacher Herzen, die sich selbst zu betrügen suchen, „sei vernünftig, Roland, setze Dich da hin — neben Camille, wenn Du willst. — Die Andern sind nicht fortgelaufen, sondern hübsch im Lande geblieben, haben sich redlich genährt und sind reich geworden. Ist das nicht wahr?"

„Was kümmert uns das?" fragten Camille und Roland zu gleicher Zeit, denn sie waren stets gleicher Ansicht.

Mama Richard lehnte sich an den Rücken ihres Armstuhles zurück.

„Wenn er nicht fortgegangen wäre," fuhr sie dann mit einem tiefen Seufzer fort und ohne Zweifel betrübt darüber, daß sie mit so triftigen Gründen eine Sache verfechte, eine Ansicht vertheidige, welche nicht die ihrige war, „wenn er sein Glück gemacht hätte, wie die Andern, so könnte ich jetzt diese schöne kleine weiße Hand in die Deinige legen, Roland, und zu Euch beiden sagen: Meine guten Kinder, habt Euch lieb! — habt Euch recht lieb! Seid glücklich mit einander!"

Obgleich diese Worte nur bedingungsweise ausgesprochen waren, so hatte Roland dennoch die schöne kleine weiße Hand seiner Base Camille ergriffen.

„Aber, wie es scheint, ist das jetzt unmöglich!" unterbrach sich die gute alte Großmutter, indem sie noch tiefer aufseufzte.

„Wenn es unmöglich ist, Großmütterchen," antwortete Camille, indem sie lachte und ihre Hand in Rolands Hand ließ, „so dürfen wir nicht länger daran denken."

Und das Spinnrad der Mama Richard begann von Neuem zu schnurren, während sie sagte:

„Ja, Du lachst, Töchterchen, und siehst gar nichts Böses dabei! — Aber ich stelle mir schon die Zeit vor, wo ich ihn nicht mehr Deine Hand auf meinen Knieen küssen sehe. — Aber," fuhr sie dann mit einer fast tragischen Betonung fort, „dafür, daß Ihr jetzt ein kleines Wenig lacht, werdet Ihr armen Kinder lange, lange weinen müssen!"

Camille und Roland senkten wider ihren Willen die Augen. Mama Richard aber fuhr wie in einem Selbstgespräche fort:

Sie glauben, daß die Gegenwart ihnen gehöre, und die Zukunft vielleicht auch: — Arme Kinder! arme Kinder! Ich habe eine so große Furcht vor der Zukunft, daß ich es vorziehe, in der Vergangenheit zu leben. — Ich lüge nicht, ich glaube, daß wir glücklicher waren, als wir noch unser Brot im Schweiß unseres Angesichts verdienten. — Mein Sohn Jean und mein Sohn Thomas liebten mich, ein Jeder nach seiner Weise, denn Garennes ist auch gut —"

„Ach ja, Großmutter!" unterbrach Camille die Sprechende, „mein Vater ist gut und hat Dich stets lieb gehabt!"

Der Kopf der alten Frau sank auf ihre Brust.

„Ich beginne mit Euch auf die eine Weise und ende stets wieder auf die andere," sagte sie; „aber weiß ich denn, warum mein Herz mich stets wieder an den abwesenden Sohn erinnert? — Roland, Deine Mutter war ein Engel; ein sanfter Engel unsers Herr Gott! — Als mein Sohn Jean sie heirathete, da warf Jeder den Stein der Verdammung auf sie; und vielleicht hatten die Andern recht, denn man lebt nicht von der Liebe, meine Kinder, wohl aber kann man von derselben sterben."

Ihre Stimme erstickte in ihrer Brust, aber so erging es ihr alle Mal, wenn sie diese alte Geschichte wieder aufnahm, die sie schon hundert Mal erzählt hatte. Camille und Roland lagen Beide auf den Knieen und hörten ihr mit frommer Rührung zu.

„Ach!" rief sie dann plötzlich sehr laut aus, „man kann von derselben sterben! — Die arme Marie! sie betet dort oben für

uns. Du hast sie nicht gekannt, Roland. Der liebe Gott nahm sie Dir, als Du noch in der Wiege lagest. Mein Sohn Jean kam zu mir und sagte: „Sie ist gemordet!" — Ja, sie waren recht hart gegen sie gewesen, recht grausam, das ist wahr — aber eine Frau, die nichts mitbringt —"

Es fehlte ihr der Muth, den Nachsatz auszusprechen.

„Jean ging" fuhr sie dann wiederum fort, „um sich nicht an denen zu rächen, welche seine Frau zu Tode geärgert hatten. Jean ging zu Schiffe und ist gestorben — der Himmel mag wissen, wo?"

Roland schluchzte.

„Aber gestorben ist er, ganz gewiß," schloß Mama Richard, die nur mit ihren Gedanken beschäftigt war, „denn er hat nie seiner alten Mutter eine Nachricht von seinem Leben gegeben!"

Roland hatte sein Antlitz mit beiden Händen bedeckt. Camille erhob sich, legte ihren Mund an das Ohr ihrer Großmutter und sagte ganz leise zu ihr:

„Großmutter, siehe doch, wie er weint!"

„Ach," versetzte die alte Frau, „er weint! — und ich — ich — wenn Du wüßtest, wie ich geweint habe! — Aber wer hat auf mich gehört, wenn ich, die ich eine Wittwe war und ganz allein in der Welt stand, vom Abend bis zum Morgen nach meinem armen Kinde rief? — Da war es mir denn oft, als kehrte Jean zurück, als hätte ich ihn auf den Armen, denn der mitleidige Gott hatte mir den Verstand genommen. — Nein, da kam Niemand zu mir, weder die Einen, noch die Andern! — Nur Gott kannte die Qualen meiner langen schlaflosen Nächte, und Gott wird meinem Sohne in jener Welt verzeihen, was er seine Mutter hat dulden lassen!"

Sie erhob sich schwankend und mit von Thränen verdüsterten Augen. Man hätte sie kaum wieder erkennen sollen, so sehr war sie durch ihren gewaltigen Schmerz geadelt.

Sie ging bis an ihr Bett, tauchte ihre Finger in das Weihwasser und bezeichnete sich knieend mit dem Zeichen des Kreuzes. Camille und Roland, die kaum zu athmen wagten, sahen, wie sie sich vor die Brust schlug.

Als sie zu den Enkeln zurückkehrte, hatte sie ihr Aussehen geändert. Das Gebet hatte ihre von der Verzweiflung glühende Stirn erfrischt. Sie war von neuem die arme alte Frau, welche in ihren Zügen den Ausdruck sanfter Wehmuth und frommer Ergebung trug.

„Warum haben wir auch davon gesprochen?" fragte sie, indem sie zu lächeln versuchte. „Laßt uns heiter plaudern, Kinder, und nicht mehr weinen. Deine Mutter, Camille, war auch ein edles, würdiges Herz. Mein Sohn Thomas heirathete sie, als er die zweitausend Franken von seinem Vetter in Paris erbte. Ihr wißt doch, von dem Vetter, der Bücher verkaufte und ein Millionair war. Sie brachte ihm tausend Thaler mit, die Thomas in seinem kleinen Handel anlegte, worauf er seine Geschäfte nach und nach immer mehr ausbreitete. Es ist nun zwölf Jahre her, daß sie starb, und Thomas hatte die Idee, eine Geldheirath zu machen. Seine zweite Frau brachte ihm dreißigtausend Franken mit."

„An jährlichen Einkünften?" fragte Roland.

„Nein," antwortete die Großmutter.

„Und das nennst Du eine Geldheirath, während mein Oheim Millionen besitzt?"

„O!" versetzte die Alte und schüttelte ihr graues Haupt;

„Thomas hatte damals noch keine Millionen — so wie überhaupt noch Niemand in der Familie Richard zu jener Zeit Millionen besaß. Alle lebten noch von dem Nachlasse des Buchhändlers. — Aber meine Schwiegertochter brachte nicht nur ihre dreißigtausend Franken mit in die Ehe, sondern auch ihren Unternehmungsgeist, ihre Geschäftskenntniß, denn sie war im Handel aufgewachsen, — ihre Kaltblütigkeit, ihre Sparsamkeit und das, was Leute ohne Erziehung bisweilen ihre Härte nennen. Da trat denn eine Zeit ein, wo das Geld von allen Seiten zusammen floß, daß es eine Freude war. Meine Schwiegertochter verlangte ein Hotel in Paris, und man kaufte ein Hotel in Paris. — Meine Schwiegertochter sagte darauf: Wenn man eine Rolle in der Welt spielen will, so muß man auch ein Schloß haben; und dieses Schloß wurde gekauft. Nun ließ meine Schwiegertochter neue Visitenkarten drucken, auf denen stand: „Herr und Frau von Garennes." Ich fragte, wer denn die Leute wären, und man wandte mir verächtlich den Rücken. — Und doch war der demüthige Name Richard in der Person meines seligen Mannes, der ein rechtschaffener Mensch war, von Allen geliebt und geehrt! — Aber, wenn man ein Hotel und ein Schloß hat, so treten auch ganz andere Ansprüche ein, wie ihr Euch wohl denken könnt. — Man überredete sich selbst, daß man von Adel sei — man wurde hochmüthig — und man kam so weit, daß man eines Tages die arme Mama Richard beinahe vor die Thür geworfen hätte, weil sie gesagt hatte, daß Roland und Camille ein ganz hübsches Paar abgeben würden."

„O!" riefen die beiden jungen Leute aus und verdoppelten nun ihre Liebkosungen.

„Ach verdammt!“ versetzte die gute alte Frau in dem Tone der Ueberzeugung, „warum mischte ich mich auch in dergleichen Dinge?“

Sie stieß unwillkürlich Camille's und Rolands Hände zurück und fuhr dann wieder in ihrer einfachen Sprache fort, ihre Gedanken auszudrücken.

„Ich glaube gern, daß ich damit eine rechte Albernheit gesagt hatte! — Roland, der Thunichtgut, der Sohn des Thunichtgut! Roland, der nur einfach Richard heißt, wie sein Vater und seine Mutter, wie sein Großvater und seine Großmutter! — Roland, der keinen Heller und keinen Pfennig hat! — Man muß eine alte Frau sein ohne Bildung und ohne Weltkenntniß, um solche Ideen zu haben. — Und das hat man mir auch gerade heraus gesagt, und ich habe eingesehen, daß man Recht hatte.

„Laß die Hand Deiner Base fahren, Roland,“ fuhr sie dann mit Heftigkeit fort, während die beiden jungen Leute sie erstaunt ansahen; „Du, Camille, meine Kleine, mußt besser auf Deinen Rang und Stand halten, — bleib in Deiner Sphäre! — Ich glaube, so war es, wie meine Schwiegertochter sich ausdrückte. — Unser Vetter Gueret ist ein Edelmann geworden, und es ist ganz gewiß, daß der es ist, für den Du geboren bist.“

„Großmutter,“ sagte Camille traurig, „das ist recht garstig, o! gewiß recht garstig, so über einen Gegenstand zu scherzen, der mir ohnehin genug Kummer macht.“

„Scherzen, ich!“ antwortete die Großmutter einfach. „Du irrst Dich, meine Kleine. Du lieber Gott! ich spreche im vollkommensten Ernste! — Ich versuche, meiner Schwiegermutter zu

gehorchen und die verkehrten Ideen, welche ich seit sechzig Jahren gehabt habe, zu berichtigen — Es ist das vielleicht ein Wenig zu spät, und die Begriffe verwirren sich in meinem alten Kopfe, aber ich thue doch endlich, was ich kann, weil das so vernünftig ist, und weil es so sein muß"

Sie unterbrach sich; für einen Augenblick schwiegen alle Drei. Camille und Roland fanden keine Worte. Es ist unmöglich, das wiederzugeben, was hinter dem unterwürfigen und entsagungsvollen Tone den Mama Richard verborgen lag.

„Gewöhnlich," fuhr sie fort, indem sie die Aufregung ihrer Stimme so gut wie möglich vermied, „gewöhnlich rühmen die Mütter ihre Söhne mehr, als es sich gehört, besonders dann, wenn sie allen Grund gehabt haben, sich über dieselben zu beklagen. Hätte man mich nicht zum Voraus gegen diese strafbare Schwäche geschützt, so würde ich in dieselbe verfallen sein, wie alle Andern. — Aber, Dank sei dem Himmel, ich habe meine Aufgabe gelernt, ich verleugne alle Tage das Andenken an meinen vorgezogenen Sohn. Ha! ich feilsche nicht! ich vergesse, daß er das würdigste Herz von der Welt hatte, und rufe Jedem zu, der es hören will: Er war ein Thunichtgut!"

Ihre Augen waren starr und ihre Hand umfaßte krampfhaft den Wocken ihres Rades.

„Da ist Roland," fuhr sie dann abermals fort und erhob ihre Stimme mehr, „da ist Roland, der Sohn meines Sohnes, ein armer junger Mensch, der von Allen verlassen ist. Nun gut! ich geselle mich zu den Andern und vervollständige ihre Urtheile, indem ich rufe: Er ist ein Thunichtgut, so wie er der Sohn eines Thunichtgut ist!"

„Großmutter! Großmutter!" bat Camille.

„Warum nicht?“ fuhr die Alte fort, indem sie ihre Gedanken vervollständigte. „Ach, ich kenne die Welt nicht und kann sie nicht beurtheilen. Klügere zeigen mir den Weg, ich trete in die Fußtapfen meiner Tochter mit einer Gelehrigkeit, wie sie meinem Alter ziemt. — Dafür wird man mir vielleicht erlauben, meine Tage unter dem Dache des einzigen Sohnes zu beschließen, der mir geblieben ist.“

Ihre Thränen brachen endlich hervor. Camille und Roland drückten sie in ihre Arme. Die beiden jungen Leute waren bis zur heftigsten Angst erregt.

„Großmutter,“ sagte Roland, dessen Herz von einer dumpfen Entrüstung ergriffen wurde, „Du mußt sehr schmerzlich leiden, daß Du so sprechen kannst.“

Mama Richard erbebte und schauete mit Unruhe um sich; sie nahm einen Zipfel ihrer Schürze auf, um ihre Augen schnell zu trocknen.

„Keineswegs!“ versicherte sie. „Wer hat Dir denn das gesagt? — So lange man mich bei Garennes und bei Euch Beiden läßt, so lange werde ich auch zufrieden sein. — Habt Ihr etwa irgend eine Bitterkeit in meinen Worten bemerkt? — Kinder, Ihr wißt ja, daß die alten Leute gewohnt sind, sich über Alles zu beklagen, mögen sie Grund dazu haben oder nicht.“

Dann unterbrach sie sich plötzlich und öffnete ihre Augen weit. Sie hatte auf dem schon erwähnten Pfade die Frau von Garennes bemerkt, welche auf ihr Häuschen zukam.

Ihre Augen drückten den Schrecken eines Kindes aus, das von einem strengen Lehrer überrascht wird.

„Stehe auf, Roland.“ sagte sie in einem kurzen Tone und

mit leiser Stimme; „Camille, nimm Deine Arbeit zur Hand. — Unglückliche! so beeilt Euch doch!"

Roland und Camille gehorchten, ohne das wehmüthige Gefühl zu verbergen, von welchem sie durchdrungen waren.

Frau von Garennes kam indeß immer näher auf dem über den Rasenplatz führenden Pfade, und in dem Grade, wie sie sich dem Häuschen näherte, steigerte sich auch die Aufregung der Großmutter.

„Ich hätte sie nicht so nahe beisammen lassen sollen," warf sie sich vor. „Man hatte es mir förmlich verboten! — Was wird die Folge von diesem Ungehorsam sein? Man wird ihnen nicht mehr erlauben, mich zu besuchen! — Und das wird mir ganz recht so geschehen, denn warum bin ich ungehorsam gewesen!"

Roland und Camille schlugen die Augen nieder, als hätten sie sich gefürchtet, einander die Gedanken mitzutheilen, von denen sie gequält wurden. Mama Richard trat auf eilige und krampfhafte Weise ihr Spinnrad.

Als Frau von Garennes auf dem Platze angekommen war, der sich dicht vor dem Häuschen befand, herrschte in dem Innern dieses Letztern ein tiefes Schweigen. Die Großmutter und die beiden Kinder waren sehr schlechte Komödianten, und gerade ihr Schweigen machte das offenbar, was sie verhehlen wollten.

Roland stand hinter dem Armstuhle der Mama Richard, und Camille hatte ihre Augen auf ihren Stickrahmen gerichtet. Frau von Garennes warf nur einen Blick durch das Fenster und hatte schon Alles gesehen. Lächelnd trat sie in das Häus-

chen und überschritt im folgenden Augenblick die Schwelle der Stube, indem sie in einem Athem sagte:

„Guten Morgen, meine geliebte und ehrwürdige Schwiegermutter. Ungeachtet der Sorgen der verschiedensten Art, deren Gewicht ich heute unterliege, wollte ich doch nicht unterlassen, mich nach meiner Gewohnheit nach Ihrem Befinden zu erkundigen. — Es ist einem Jeden bekannt," fügte sie dann hinzu, indem sie abwechselnd Roland und Camille anblickte, „mit welcher achtungsvollen Liebe ich meine Pflichten gegen Sie erfülle."

„O, gewiß, ja, meine Tochter," entgegnete Mama Richard, während ihre Schwiegertochter ihr einen Kuß auf die Stirn drückte, „und ich fühle mich auch deßhalb so glücklich!"

---

10. Gute Wirthschaft.

Frau von Garennes hatte jetzt ihre Schürze und ihren Küchenshawl abgelegt. Es wäre möglich gewesen, daß sie Mitgliedern der Familie Richard begegnete, während sie durch den Garten ging, und besonders vor den Mitgliedern dieser Familie Richard wollte sich Frau von Garennes nur im vollendetsten Staat zeigen.

Außerdem erwartete ja auch Frau von Garennes von Minute zu Minute jenen angesehenen Fremden, den Herrn Stephen Williams.

Sie hatte die Sache reiflich überlegt. Es schien ihr, als beobachte ihr Mann bei dieser Sache ein Geheimniß. Man hatte ihr noch nie etwas von diesem Stephen Williams gesagt; heute Morgen war zum ersten Male sein Name gegen sie erwähnt.

Hatte sie nicht außerdem noch ein anderes Geheimniß erfahren? nämlich: daß ihr Mann hinter ihrem Rücken an der Börse spiele?

Es ist gewiß, daß sie sich in demselben Falle befand, nur mit dem Unterschiede, daß Herr von Garennes, als gesetzliches Oberhaupt des Hauses sich in seinem Rechte befand, während Frau von Garennes gegen die Gesetze handelte. Allein das Ge-

setz vermag nichts gegen die Kraft überlegener Geister. Wenn auch Herr von Garennes das gesetzliche Oberhaupt war, so führte doch seine Frau in der Wirklichkeit die Herrschaft; folglich war Herr von Garennes allein der schuldige Theil.

Frau von Garennes fragte sich mit Besorgniß, ob vielleicht das Alter ihrem Gemahle die Keckheit ertheile, sich eine Unabhängigkeit anzumaßen. Sie war gerade nicht von der besten Laune; sie hatte eine bedeutende Summe verloren und suchte Jemand, an dem sie sich wegen dieser offenbaren Ungerechtigkeit des Schicksals schadlos halten könnte

Als sie über die Terrasse ging, hatte sie Bertois nochmals gefragt, ob Morin mit seiner Tochter angekommen wäre. Bertois hatte aus der Miene der gnädigen Frau abnehmen können, daß es dem armen Gastwirth und seiner Tochter grausam ergehen werde.

„Sie werden mir die Leute sofort zusenden, wie sie angekommen sind," hatte Frau von Garennes befohlen

„Und Pierre Tassel?" fragte der gute Bertois, der stets an Alles dachte.

Die Schloßdame eilte die Freitreppe hinab, ohne zu antworten und richtete ihre Schritte nach dem Häuschen im Parke.

Als sie zwischen den Hagbuchen ankam, zwang sie ihre etwas übelgelaunten Züge zu einem Lächeln, aber Roland, Camille und Mama Richard kannten das Lächeln der Dame von Garennes nur zu gut und wurden nicht einen Augenblick durch dasselbe getäuscht.

„Meine ehrwürdige Schwiegermutter," fuhr die Schloßdame fort, nachdem sie den officiellen und eiskalten Kuß auf die Stirn der guten Frau gedrückt hatte, „ich hoffe, daß Sie sich

in der kleinen Eremitage recht wohl befinden werden. — Sollte dem jedoch nicht so sein, so dürfen Sie nur ein einziges Wort sagen, denn es ist gewißlich wahr, daß Sie die Wahl unter allen Zimmern meines Hauses haben."

„Wenn ich mich hier nicht wohl befinden wollte," antwortete Mama Richard, „so müßte ich sehr anspruchsvoll sein. — Ich habe die Zeiten nicht vergessen, wo wir noch weit schlechter wohnten, meine Tochter."

Frau von Garennes hatte große Mühe, ihr Lächeln zu erhalten. Bis jetzt hatte sie es vermieden, einen Blick auf Roland und Camille zu werfen, deren Gegenwart nichts beigetragen hatte, um ihre schlechte Laune zu vermindern.

Die beiden jungen Leute waren es gerade, um deren willen sie gekommen war. Sie hatte ja vorher gewußt, daß sie Beide bei der Großmutter finden würde.

„Ich glaubte, Sie säßen bei Ihrem Piano, Camille," sagte sie mit sanfter Stimme.

„Meine Mutter —" stammelte das junge Mädchen.

„Es soll durchaus kein Tadel in meinen Worten liegen," sagte die Schloßdame in trocknem Tone, „und ich erlasse Ihnen jede Entschuldigung, mein Kind. — Ich kann es durchaus nicht tadeln, daß Sie hierher gingen, um Mama Richard zu besuchen, da ich ja dasselbe thue. — Nur muß man auch nicht versäumen, seine übrigen Pflichten zu erfüllen, und ich hoffe, daß Sie Ihre Sonate von Döhler gelernt haben."

„Sie ist zu schwer für mich, gnädige Frau," versetzte Camille.

„Ich habe zwanzigtausend Franken ausgegeben, damit Sie nichts zu schwer finden sollten, Camille," sagte sie; „Sie würden

mir ein großes Vergnügen gewähren, wenn Sie gingen und sich übten."

„Ich gehe schon, meine Mutter —" sagte Camille mit leiser Stimme und reichte ihre Stirn der Mama Richard zu einem Kusse.

Dann ging sie, ohne noch ein Wort zu sagen.

Der arme Roland war in großer Verlegenheit wegen seiner Person; er ging um den großen Armstuhl herum und trat mit der Mütze in der Hand näher.

„Meine Tante" — begann er.

„Guten Morgen, mein lieber Neffe," unterbrach ihn die Schloßdame; „wir werden uns heute hinsichtlich Ihrer Zukunft berathen. — Ich bitte Sie, gehen Sie in das Schloß und sehen Sie nach, ob Herr von Garennes zurückgekehrt ist. Sagen Sie ihm, daß ich ihn im Parke erwarte"

Roland war sehr damit zufrieden, daß ihm die Erlaubniß ertheilt war, seinen Platz zu verlassen.

„Ich eile, Ihren Auftrag zu erfüllen, meine Tante," antwortete er.

Und er ging ebenfalls mit sichtbarer Eile.

„Meine ehrwürdige Mutter," sagte nun die Schloßdame, „ich weiß nicht, wie es kommt, daß mein Herz so sehr von denen beherrscht wird, welche ich liebe; aber es ist ausgemacht, daß es die Aufgabe meines Lebens ist, für Andere zu sorgen. — Gestern habe ich erst den Arzt Ihretwegen befragt, und der Arzt hat mir geantwortet, daß eine größere körperliche Bewegung für Sie nothwendig wäre. — Daher bin ich, obgleich mit Geschäften überhäuft, dennoch zu Ihnen gekommen, Ihnen meinen Arm anzubieten und Sie zu einem Lustgange im Parke aufzufordern."

Mama Richard warf einen mißtrauischen Blick auf die Sprechende, erhob sich dann aber schnell.

„Großen Dank, meine Tochter," antwortete sie; „ich bin gerührt von Ihrer Güte."

„Während des Lustwandels können wir nach unserm Belieben mit einander plaudern," versetzte Frau von Garennes.

„Ach!" seufzte die gute alte Frau, „wir haben also mit einander zu plaudern."

Die Schloßdame faßte unter den Arm der Mama Richard und begab sich mit ihr auf den Rasenplatz.

„Allerdings haben wir mit einander zu plaudern," entgegnete sie mit einer Heiterkeit, durch welche die Erzwungenheit hindurchleuchtete; — „ich möchte Sie nicht bekümmern, meine liebe Frau Richard — oder vielmehr: meine ehrwürdige Mutter, — aber ich kann nicht umhin, die Bemerkung gegen Sie auszusprechen, daß Roland bei Ihnen eine Unterstützung findet, die —"

„Sein Vater war mein Sohn!" sagte Mutter Richard und versuchte, der Schwiegertochter ihren Arm zu entziehen.

„Das wolle Gott nicht, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen sollte, wenn Sie ihn lieben!" rief Frau von Garennes aus; „wir Alle lieben ihn ja aufrichtig. — Wenn ich von einer Unterstützung spreche, so will ich damit nicht sagen, daß der arme junge Mann der Vertheidigung bedürfte — denn er wird ja von Niemand angegriffen, — sondern ich meinte das nur in Bezug auf Camille —"

„Die beiden Kinder kommen alle Tage, mir guten Morgen zu sagen," versetzte die Großmutter auf die einfachste Weise von der Welt.

Jedem Beobachter würde der Umstand aufgefallen sein, daß

Großmutter Richard, welche fern von dem Feinde so kindisch schüchtern war, im Augenblick des Kampfes Muth gewann. Mit festen Schritten ging sie an der Seite ihrer Schwiegertochter, und ihre ehrbaren Züge gewannen sogar einen Ausdruck kräftiger Würde.

„In grundsätzlicher Hinsicht," sagte Frau von Garennes, „sehe ich gar nichts Böses dabei. Die Kinder thun ganz recht damit; es fehlt in der That nur, daß Sie einiges persönliche Vermögen besäßen, und Jeder im Schlosse würde seine Rücksichten gegen Sie noch verdoppeln. — Das Zartgefühl befiehlt das. — Aber Sie wissen wohl, Frau Richard — oder vielmehr: meine vortreffliche Mutter —"

„Schwiegertochter," unterbrach die gute Frau mit großer Heiterkeit die Sprechende, „Sie haben es gar nicht nöthig, sich solchergestalt in jedem Augenblicke zu berichtigen. Ich bin ganz damit zufrieden, daß Sie mich bei dem Namen meines armen Mannes nennen und Frau Richard anreden "

Die Schloßdame erröthete auf eine kaum bemerkliche Weise und fuhr dann fort:

„Sie wissen wohl," sagte ich, „daß Herr von Garennes eine gerechtfertigte Besorgniß hegt. — Die beiden Kinder wohnen unter einem und demselben Dache mit einander; sie erreichen jetzt das gefährliche Alter, in welchem — Kurz, Herr von Garennes sieht es gar nicht gern, wenn sie sich einander zu sehr nähern."

„Wer sieht das nicht gern? er oder Sie?" fragte Mama Richard und blieb stehen, um ihre Schwiegertochter fest in die Augen zu blicken.

Frau von Garennes schlug die Augen nieder.

„Er sieht es nicht gern, wie das keinen Zweifel erleidet," antwortete sie zunächst.

Dann fügte sie hinzu, indem sie sich wieder aufrichtete:

„Er sieht es nicht gern, und ich auch nicht."

Mama Richard ging weiter, und die beiden Frauen schwiegen für einen Augenblick.

„Ich habe, meine liebe Dame," fuhr Frau von Garennes fort, „die zartesten Formen, die freundschaftlichsten Worte gewählt, um Ihnen begreiflich zu machen —"

„Mein Gott, Schwiegertochter," antwortete die alte Frau, „wie viel vergebliche Mühe geben Sie sich da! — Ich verstehe Sie auf das Vollkommenste, wie ich sie versichern kann."

Nun blieb Frau von Garennes stehen.

„Sollten Sie nicht geneigt sein, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?" fragte sie halblaut. „Meine liebe Schwiegermutter," fuhr sie dann fort, „Sie sagen das auf eine Weise —"

„Und doch sage ich noch nicht Alles, was ich denke," antwortete Mama Richard mit Festigkeit „Hören Sie mich an, meine Schwiegertochter. Ich thue mein Möglichstes, um Sie nicht zu belästigen, allein es scheint, als wollte mir mein Streben nicht gelingen. — Erst neulich machten Sie mir begreiflich — freilich ebenfalls, indem Sie die zartesten Formen, die freundschaftlichsten Worte wählten, — daß meine bäuerische Kleidung Ihnen Schande mache —"

„In der vornehmen Welt, meine Schwiegermutter," entgegnete Frau von Garennes, ohne die Thatsache zu leugnen, „in der vornehmen Welt verzeiht man eine solche Anhänglichkeit an gewisse veraltete Moden nur den Personen, welche eine hohe Stellung erlangt oder ein großes Vermögen erworben haben."

Mama Richard lächelte.

„Ich aber bin arm geblieben, nicht wahr?“ fragte sie. „Das haben Sie mir schon öfter, als hundert Mal, wiederholt, meine Schwiegertochter, aber stets in den zartesten Formen und freundschaftlichsten Worten. — Allein, was wollen Sie? Diese Kleidung ist die, welche auch meine Mutter trug: wenn Sie erlauben, so werde ich auch in derselben sterben.“

„Was ich sagte, Frau Richard —“

„Gestern,“ unterbrach die alte Frau ihre Schwiegertochter, „gestern versuchte ich zu Gunsten der Familie Morin zu sprechen. — Morin ist ein alter Freund unserer Familie. Sie ließen mich aber, freilich in sehr achtungsvoller Weise, fühlen, daß meine Freunde nicht auch die Ihrigen sein könnten, und daß ich am klügsten handeln würde, zu schweigen. So auch neulich, als Sie mir ebenfalls in einer noch achtungsvollern Weise den Vorwurf machten, daß ich mich in die Angelegenheiten Ihres Hauses mischte, weil ich mein Mitleid mit dem alten Vincent aussprach, den Sie fortjagten, nachdem er funfzehn Jahre treu gedient hat!“

„Vincent war zu Nichts mehr zu gebrauchen, zu durchaus nichts mehr!“ antwortete Frau von Garennes.

„Es geht mir, wie allen unwissenden Leuten,“ sagte die gute Frau, „was ich ein Mal gehört habe, das bleibt bei mir festsitzen. Nun habe ich einst gehört, daß die Wilden den alten Leuten, die zu nichts, zu durchaus nichts mehr zu gebrauchen sind, den Kopf mit einer Keule einschlagen. — Wir civilisirte Menschen sind noch grausamer: wir jagen dergleichen unnütze Menschen fort. — Nun, meine gnädige Frau, oder vielmehr

meine liebe Tochter, es ist schon lange her, daß ich zu nichts mehr zu gebrauchen bin —"

„Schwiegermutter!" rief Frau von Garennes aus.

„Ich thue vergebens mein Möglichstes: ich werde Ihnen mit jedem Tage lästiger."

„Wer spricht denn davon?"

„Erlauben Sie! — In diesem Augenblicke sind wir die besten Freundinnen. — Nun ist es aber mein Unglück, daß ich meinen Sohn Thomas, Ihren Mann, so sehr liebe, daß ich wider alle Vernunft bei Ihnen bleibe. — Folglich erkläre ich Ihnen, meine Schwiegertochter, daß, wenn Sie wollen, daß ich gehen soll, Sie mir in zarten Formen und freundschaftlichen Worten oder wenn es Ihnen so mehr gefällt, auf die achtungsvollste Weise, gerade heraus zu sagen haben, daß ich gehen soll, aber doch in bestimmten Ausdrücken."

Sie zog ihren Arm zurück und blieb vor der Schloßdame stehen, indem sie dabei eine feste und ruhige Haltung behauptete. Der Teufel verlor dabei nichts, denn ihr Herz schlug heftig und schmerzhaft in ihrer Brust.

Frau von Garennes zog ihre Brauen zusammen und biß die Zähne auf einander; die Anstrengung, welche sie machte, um ihren Zorn zurückzuhalten, bewirkte eine geisterhafte Blässe bei ihr.

„Ich war weit entfernt, zu erwarten —" stammelte sie verlegen.

Und sie sagte in der That die Wahrheit. Sie hatte nicht im Entferntesten einen so harten Widerstand erwartet, und in ihrem Geiste war Mama Richard von jetzt ab ohne Gnade verurtheilt.

Die Festigkeit, welche dieselbe zeigte, machte sie gefährlich. Es handelte sich nur noch darum, die Waffe zu finden, mit der man sie angreifen konnte.

Frau von Garennes suchte diese Waffe und wiederholte, ohne recht zu wissen, was sie sagte:

„Gewiß, meine Schwiegermutter, ich war weit entfernt, zu erwarten —"

„Bst!" machte Mama Richard und lauschte auf ein Geräusch.

Während des Gesprächs waren die beiden Frauen in den Park gegangen.

„Nun Julie," rief eine plumpe Stimme aus dem Gebüsch, „wo bist Du denn? — Seit einer vollen Stunde suche ich Dich!"

Julie war der Vorname der Frau von Garennes.

Mama Richard legte einen Finger auf ihren Mund.

„Es ist mein Sohn," sagte sie. „Brechen wir unser Gespräch ab, Schwiegertochter. Um keinen Preis möchte ich einen Keim der Zwietracht in seine Ehe werfen. Wenn er mich fragte, so könnte ich vielleicht antworten, deßhalb will ich gehen."

Herr von Garennes bog eben um eine Windung des Pfades.

„Endlich finde ich Dich, Julie!" rief er. „Du willst mit mir sprechen? — Aber siehe, da ist ja auch Mama Richard!"

Die gute Frau hatte sich schon einige Schritte entfernt.

„Ei! ei! Mutter," rief Garennes, „Du gehst, wenn ich komme?"

Mama Richard wandte sich um und antwortete auf heitere Weise:

„Warum kommst Du denn eben, wenn ich gehe, mein Junge?"

„Mein Junge!" wiederholte Frau von Garennes bei sich. „Kann man so etwas ertragen? — Ein solcher Mangel an Lebensart könnte selbst einen Engel erbittern!"

Garennes war zu seiner Mutter geeilt und küßte sie auf beide Backen.

„Weßwegen hast Du denn solche Eile?" fragte er seine Mutter.

„Mein Anzug —" antwortete Mama Richard und warf einen Blick auf ihre Schwiegertochter.

Die Schloßdame wandte sich ab, während ihr Mann lachend sagte:

„Du hast Recht! — ich will Dich nicht zurückhalten."

Er küßte noch ein Mal die gute Frau, welche dann auf dem Wege sich entfernte, der nach ihrem Häuschen führte.

„Die vortreffliche Mutter!" sagte Garennes, während er ihr mit den Augen folgte.

„Das würdigste Herz, das ich kenne!" declamirte die Schloßdame mit einem Seufzer.

Dann setzte sie nachlässig hinzu:

„Du weißt nicht, weßhalb sie geht."

„Sie sagte mir wegen ihres Anzugs."

Frau von Garennes sah ihren Mann an, schüttelte den Kopf und lächelte.

„Das ist es also nicht?" fragte Garennes.

„Nein. Sie hat Dir etwas zu sagen und wagt nicht, es zu sagen."

„Ei! — was denn?"

„Ich habe es auf mich genommen, für sie zu sprechen, und werde Dir Alles erzählen, während wir nach dem Schlosse zurückkehren."

„He! vorwärts!" befahl Bertois in barschem Tone hinter der nächsten Biegung des Weges. „Es ist schon länger, als eine Stunde, daß die gnädige Frau Euch erwartet."

Man sah Morin und Toinette erscheinen. Beide waren hoch geröthet und hatten ihre Fassung verloren. Bertois stieß sie buchstäblich vor sich her, denn er dachte mit keinem Gedanken mehr an die schöne Flasche Anjou-Wein, die er schon am frühen Morgen getrunken hatte.

„Ihr Diener, gnädiger Herr und gnädige Frau!" sagte Morin unter einem halben Dutzend tiefer Verbeugungen.

Bei jeder Verbeugung ihres Vaters machte Toinette einen Knix.

„Guten Morgen, meine Freunde," sagte Herr von Garennes.

Dann aber hielt er es für gerathener, seine Frau nicht böse zu machen und entfernte sich um mehrere Schritte.

Die Schloßdame erwartete dagegen festen Fußes die Kommenden.

Sie sagte mit hoher Würde:

„Morin, Sie sowohl, wie die Kleine da, haben eine große Schuld auf sich geladen."

„Wenn die gnädige Frau huldreichst verzeihen will —" begann Morin mit demüthiger Miene.

„Immer dasselbe, nicht wahr? — Ihr bringt Euer Leben damit hin, daß Ihr Unrecht thut, und wir bringen das unserige damit hin, Euch zu entschuldigen. Folglich sagt man, daß die

Reichen hart und die Armen dagegen unschuldige Opfer sind. — Nehmt Euere Livree, Morin, — und Sie, Kleine, thun, was man Ihnen befehlen wird."

„Gehe, Toinette," sagte der Gastwirth hastig zu seiner Tochter.

Er fühlte sich ungemein glücklich, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein.

Herr von Garennes stellte sich, als höre er nichts von dem, was wenige Schritte von ihm vorging. Er hatte sein Portefeuille hervorgezogen und schrieb mit Bleistift den Plan zu irgend einer sehr gewinnreichen Unternehmung nieder.

„Warten Sie!" sagte Frau von Garennes in dem Augenblick, als sich Morin mit seiner Tochter entfernte.

Bertois war von diesem Zurückrufen schon im Voraus so überzeugt gewesen, daß er sich noch nicht von seiner Stelle gerührt hatte. Morin und Toinette blieben stehen.

Die Schloßdame sagte:

„Ich habe Sie im vorigen Monat aufgefordert, Ihren Pacht zu erneuern, aber Ihnen die Bedingung gestellt, jährlich hundert Thaler mehr zu zahlen als bisher.

„Meine gute Dame," sagte Morin erschreckt, während Toinette ihre Augen bereits flehend auf Herrn von Garennes richtete.

„Sie haben die Erneuerung unterlassen," fuhr die mächtige Frau fort, „und ich theile Ihnen daher mit, daß Ihr Haus anderweit verpachtet ist; Sie haben die gesetzliche Frist, um Ihren Auszug zu bewerkstelligen."

„Ist es möglich!" rief Morin außer sich aus; „mein Vater

hatte das Haus bereits in Pacht, gnädige Frau; ich bin in demselben geboren —"

Es lag eine gewisse Zufriedenheit in den pergamentnen Zügen des Leib- und Magendieners. Er richtete einen Siegerblick auf Toinette.

„O! mein gnädiger Herr!" flehete diese, welche zu Herrn von Garennes geeilt war und bittend vor denselben trat.

Die Schloßdame wandte Morin den Rücken. Der Gastwirth hatte noch immer stumm und mit gefalteten Händen vor ihr gestanden, aber sie sagte, müde der langweiligen Scene:

„Gehen Sie!"

Jetzt näherte sich Morin ebenfalls dem Herrn von Garennes.

„Hören Sie mich an, mein Herr," bat er; „hören Sie mich an, ich beschwöre Sie!"

Herr von Garennes blätterte immer eifriger in seinem Portefeuille.

„Hm?" machte er wie ein Mann, welcher aus dem Schlafe erwacht. „Mein armer Morin — das sind Dinge, die mich nichts angehen; — die gnädige Frau hat die Besorgung dieser Kleinigkeiten."

„Kleinigkeiten!" rief Morin aus. „Ich habe mein ganzes Hab und Gut auf die Verbesserung Ihres Grundstückes verwendet, und das wissen Sie auch recht wohl; — Kleinigkeiten! Es handelt sich um meine Existenz und um die Existenz meiner Tochter!"

Toinette wiederholte weinend:

„Haben Sie Mitleid mit uns!"

Herr von Garennes befand sich in einer sichtbaren Verlegenheit.

Vielleicht war er sogar gerührt. Aber ein Blick, welchen er nach seiner Frau richtete, gab ihm den Muth der Hasenherzen, wenn sie den Rückzug abgeschnitten sehen.

„Ich kann dabei nichts thun," antwortete er in einem unwilligen Tone.

„Fort! fort!" sagte Bertois in diesem Augenblicke. „Meint Ihr denn, daß ich die Zeit habe, auf Euch zu warten!"

Morin und seine Tochter schlugen die Augen nieder und entfernten sich. Morin sagte dabei halblaut:

„Wenn die gute Frau Richard uns nicht zu Hilfe kommt, so sind wir verloren."

Toinette dachte:

„Ich hoffe nur auf Herrn Roland!"

Sie waren indeß um eine Krümmung des Weges gebogen. Der vertraute Diener blieb stehen und stellte sich vor die beiden armen Leute in den Weg.

„Es giebt auch noch einen gewissen Bertois," sagte er mit den Augen blinzend, „welcher wohl etwas für Euch thun könnte, wenn er nur wollte —"

Der Gastwirth und dessen Tochter blickten ihn fragend an.

„He, he, he!" machte Bertois, indem er Toinette vertraut unter das Kinn faßte, „wir werden zu seiner Zeit und an seinem Orte davon sprechen!"

Die Schloßdame lehnte sich indeß mit anscheinender Wehmuth auf den Arm ihres Mannes, welcher, — wohl verstanden! — sein Portefeuille wieder in die Tasche gesteckt hatte.

„Das zerschneidet mir das Herz!" sagte sie in einem traurigen Tone, „den guten Leuten einen solchen Kummer machen zu müssen. Allein es ist Pflicht, seine Besitzungen gut zu verwalten."

„Vielleicht hätte man können —" begann Garennes in einem schüchternen Tone.

Die Schloßdame richtete sich stolz empor.

„Mit größerer Milde verfahren, nicht wahr?" ergänzte sie spöttisch; „nicht wahr, das wolltest Du sagen? — Ich weiß recht wohl, welchen Urtheilen ich mich aussetze, indem ich mich so mit Leib und Seele Deinem Vortheile opfere; man wird mich anklagen, daß ich unerbittlich sei, — man klagt mich dessen vielleicht schon jetzt an, und ich ergebe mich darein — denn wir sind Emporkömmlinge!"

„Meine gute Freundin —!" erinnerte Herr von Garennes, für dessen Ohr jenes letzte Wort einen sehr unangenehmen Klang hatte.

„Wir sind Emporkömmlinge!" wiederholte die Schloßdame, „und zwar nicht nur in den Augen des übermüthigen Adels der Umgegend, sondern auch in den Augen der Bauern, welche auf unserer Besitzung wohnen. — Wir sind Emporkömmlinge für unsere Lieferanten in der Stadt, für unsere Dienerschaft und selbst für unsere Vettern Richard, welche ärmer sind oder minder prunkend auftreten. — Weiß ich nicht, daß das Wort Emporkömmling auf den Lippen eines Jeden schwebt, wenn wir uns zeigen? — Wir sind Emporkömmlinge, und alle Welt haßt die Emporkömmlinge aus dem natürlichen und einfachen Grunde, weil alle Welt neidisch auf die Emporkömmlinge ist. Der Pächter eines Emporkömmlings zahlt mit Widerstreben seinen Pacht; der Bediente eines Emporkömmlings bedient ihn wider seinen Willen. — Glaub mir, es ist nöthig, daß ein Emporkömmling ein härteres Herz habe, als ein jeder Andere, wenn er nicht unterliegen will in jenem ehrlosen und tückischen Kampfe, den

ihm die liefern, welche über ihm stehen. Andere können höflich, wohlwollend, gefällig sein; der Emporkömmling muß stolz und kalt sein, will er sich nicht erdrückt sehen von den Großen und angenagt von den Kleinen. — Mögen Andere mit Höflichkeit sagen: „ich möchte!" der Emporkömmling muß mit Kraft sagen: „Ich will!""

„Du hast recht, allemal recht!" sagte Herr von Garennes, der eine so niederschmetternde Rede nicht erwartet hatte.

„Und nun," fuhr die schlaue Frau fort, indem sie den Ausdruck der Ermüdung und Entmuthigung in ihre Worte legte, „jetzt mußt Du mir auch einen großen Gefallen erweisen. Willst Du? — Uebernimm die unbeschränkte Herrschaft Deines Hauses, überhebe mich dieser unerträglichen Sorgen, erspare mir diese Kämpfe, welche mir ein Märtyrthum auflegen! Du findest, daß ich mich nicht mit der gehörigen Milde dabei benehme; wohl denn! so erlaube mir, daß ich mein Amt niederlege und ich werde das glücklichste Wesen von der Welt sein!"

Das hatte Herr von Garennes nicht gewollt. Seiner Gewohnheit nach stellte er einen kräftigen Rückzug an, ehe er noch gekämpft hatte, und küßte die Hand seiner Frau auf schmeichelhafte Weise.

„Ich bin nicht feindlich genug gegen mich selbst gesinnt," sagte er lächelnd, „und würdige zu sehr die Talente meiner unvergleichlichen Julie."

„Nun, dann bitte ich Dich, daß wir kein Wort weiter über die Sache verlieren."

„Nein, verlieren wir kein Wort weiter darüber! — Du hattest mir etwas zu sagen von Seiten meiner Mutter?"

„Das ist wahr! — ich hätte es beinahe vergessen. — Aber

zuvor möchte ich genau wissen, was für ein Mann dieser Herr Stephen Williams ist."

„Meiner Seel'!" entgegnete Herr von Garennes, „da fragst Du mich zu viel, meine liebe Freundin. — Ich habe ihn heute Morgen zum ersten Male gesehen. — Er ist ein ausgemachter Galgenstrick, der ein recht schönes Gesicht und einen Bart, wie ein Apostel, hat. — Er machte gar keine Umstände, sich in meine Kalesche zu setzen, und als wir auf dem Schlosse angelangt waren, warf er sich ohne Umstände auf das Bett, um ein Schläfchen zu machen."

„Und in moralischer Hinsicht —" begann die Schloßdame.

„Ich bin der Meinung — Aber in einer halben Stunde kann man kein Urtheil fällen. — Indeß kann ich schon jetzt sagen, daß er eine wunderliche Laune zu haben scheint — und sogar —"

„Und sogar?"

„Nun, ich will es gerade heraus sagen: ich glaube, daß er ein Wenig —"

Und er berührte die Stirn auf eine sehr bedeutungsvolle Weise.

„Wahrhaftig!" rief die Schloßdame erstaunt aus.

„Er hat es mir gleichsam selbst gesagt," entgegnete Herr von Garennes; „er hat es mir offen gestanden, ohne daß ich ihn darum fragte, daß er die amerikanische Manie habe"

„Die amerikanische Manie?" wiederholte die unvergleichliche Julie.

„Solltest Du zufällig wissen, was das für eine Art des Wahnsinns ist?"

„Ich habe nie von derselben gehört."

„Und ich muß dasselbe gestehen! — So viel steht dagegen fest, daß er gewaltig reich ist, und ich habe meine Gründe, davon überzeugt zu sein. Das ist die Hauptsache."

„Ja," wiederholte die nachdenkend gewordene Schloßdame, „das ist die Hauptsache. — Ich muß diesen Herrn Stephen Williams sehen, sobald er erwacht ist."

Sie gelangten zu den Hainbuchen, welche das Parterre umgaben. Der Garten war schon vollkommen angefüllt von Richarden beiderlei Geschlechts, die zwischen den Blumen mit einander plauderten und allerlei Schäckerei trieben. Man hörte den tiefen Baß und die normannische Aussprache des Herrn von Taillis, den scharfen Tenor des Herrn von Gueret, den näselnden Baryton des Künstlers; der Sopran Leocadie von Jardins und der Contre-Alt Madame Augusta Massonneau die Aeltere, so wie der in falschen Tönen summende Trupp der übrigen Richard vervollständigte den unangenehmen Chor.

Herr von Garennes und seine Julie machten einen weiten Umweg, um ihre Familie zu vermeiden, und kehrten auf einem einsamen Pfade nach dem Schlosse zurück.

„Und jetzt," fuhr Herr von Garennes unterwegs fort, „jetzt wirst Du mir das große Geheimniß der Mama Richard sagen."

„Gern — es ist jedoch weiter nichts, als eine Kinderei. — Als Du kamst und uns dort unten im Park unterbrachst, da klagte mir die vortreffliche Mama Richard eben, oder gab mir vielmehr zu verstehen, daß die Gewohnheiten in unserm Schlosse — das Leben, welches man in demselben führe — mit ihrem Alter nicht im Einklange ständen, auch der Einfachheit ihrer etwas ländlichen Sitten nicht recht zusagen wollten."

„Ach!" sagte Garennes erstaunt; „es fiel mir in der That auf, daß sie ganz besonders aussah."

„Ja," fuhr die Schloßfrau halblaut fort, „es war ihr recht ungelegen, daß Du gerade in diesem Augenblicke kamst. — Sie ging um den heißen Brei herum, wie die Leute zu sagen pflegen, sie sagte ihre Meinung und Wünsche nicht gerade heraus, allein ich verstand doch recht wohl, daß sie sich durchaus nicht heimisch fühle inmitten der Welt, in welcher wir uns bewegen. Sie gestand, daß sie ihre kleinen Neigungen und ihre kleinen Abneigungen habe, — daß es ihre größte Freude sein würde — Du verstehst mich wohl, nicht wahr?"

„Nein," antwortete Garennes nachdenkend, „ich muß Dir gestehen, daß ich Dich nicht verstehe."

„O, wie so geschickt!" dachte die Schloßdame, der es Mühe machte, ihr boshaftes Lächeln zu verbergen; „Du verstehst mich, mein Freund, und zwar sehr gut!"

Dann fuhr sie mit lauter Stimme fort:

„Ich war anfangs überrascht und mehr noch betrübt, als überrascht, wie Du Dir denken kannst. — Ich habe ihr geantwortet, daß es uns einen sehr großen Kummer machen würde, wenn sie sich von uns trennen wollte —"

„Meine Mutter!" rief Gareunes aus und ließ erschreckt den Arm seiner Frau fahren, „meine Mutter will sich von uns trennen!"

„Können wir sie mit Gewalt zurückhalten?" fragte die Schloßdame einfach.

Der Herr von Garennes war von Haus aus kein böser Mensch; er hatte noch eine gute Seite in einem Theile seines Herzens, aber er war ein schwacher Mensch und stand unter der

Herrschaft seiner Frau. Die Auflehnungen des bessern Theiles seines Herzens wurden bei ihm immer seltener und kürzer.

„Ich war nicht im Mindesten vorbereitet, und erschrak daher so sehr," stammelte er. „Bist Du auch ganz sicher von dem, was Du sagst, Julie?"

Frau von Garennes kreuzte die Arme über der Brust und nahm die Haltung der beleidigten, aber verzeihenden Würde an. Besonders auf kleinern Theatern hat diese bekannte Haltung den größten Erfolg, wenn sie gut ausgeführt wird.

„Mein Freund," antwortete sie sanft, „Du richtest da eine Frage an mich, welche jeder Andere als eine schwere Beleidigung ansehen würde. — Wenn ich nicht vollkommen gerührt wäre, und ich spräche dennoch so, wie ich mit Dir gesprochen habe, so könnte ich das nur thun, weil ich den Wunsch oder die Absicht hätte, eine Mutter von ihrem Sohne zu entfernen! — Wenn Du so etwas auch nur einen Augenblick hast annehmen können —"

„O!" unterbrach Garennes die Sprechende zerknirscht, „Du kannst das nicht glauben, Julie!"

„Genug für heute," dachte Frau von Garennes. „Der Angriff ist geschehen und der Durchbruch wird morgen erfolgen. Mein Gott, mein Freund," sagte sie dann laut, „ich glaube es allerdings nicht, aber ich würde es glauben, wenn ich nicht mein gutes Gewissen hätte."

Sie reichte ihrem Manne die Hand, und er drückte einen feurigen Kuß auf dieselbe.

„Nun," nahm sie alsdann wieder das Wort, „will ich auch noch über eine andere Sache mit Dir sprechen, die ebenfalls von Wichtigkeit ist. — Ich glaube Alles eingeleitet zu haben, daß

wir eine Verbindung unserer Camille mit Herrn von Gueret als eine abgemachte Sache ansehen können."

„Heißt das nicht, sich zu sehr beeilen, meine gute Freundin?" fragte Garennes, bei dem der Oppositions-Trieb erwacht war.

Die Schloßdame nahm eine unterwürfige Miene an.

„Ich hatte es nur gethan, um mich Dir gefällig zu erweisen," versetzte sie. „Wenn Du aber die Sache nicht geeignet findest —"

„Das sage ich gerade nicht — aber —"

„Unsere Camille wird bald siebzehn Jahr."

„Sie ist schön, sie ist gebildet, wie nur ein junges Mädchen sein kann, welches aus Deinen Händen hervorgeht, meine Julie!"

„Schmeichler!"

„Nein. — Ich bekenne, daß ich gehofft hatte —"

„Ich auch," sagte die Schloßdame; „allein es giebt Leute, welche behaupten, daß der Vater dieses jungen, so gebildeten und so schönen Mädchens ein ruinirter Kaufmann sei."

Herr von Garennes erbebte und wich zurück.

Die Schloßdame blickte ihren Mann mit halbgeschlossenen Augen und lächelndem Munde an; ihre Physiognomie hatte sich vollkommen geändert, ihre Züge drückten gegenwärtig eine gönnerhafte Ueberlegenheit aus.

„Ein Mal für alle Mal, mein Freund," sagte sie; „es ist eine Narrheit, mir etwas verhehlen zu wollen. — Ich mache Dir gar keine Vorwürfe, aber Deine Geschäfte stehen schlecht — sehr schlecht! — Leugne es nicht, denn ich weiß es."

Unwillkürlich senkte Herr von Garennes den Kopf.

„Der Vetter Gueret," fuhr die Schloßdame fort, „ist zwar

kein Vetter aus Peru oder Potosi, aber er bringt doch an dem Tage der Contract-Unterzeichnung fünfhundert Tausend Franken in das Haus."

„Julie! — Du bist meine Vorsehung!" rief Garennes aus, indem er ihr die Hände drückte.

„Wird diese Summe ausreichen?"

„Mit der Reserve, welche ich in Deine Hände gelegt habe, wird sie mehr, als ausreichend sein. — Ich weiß nicht, woher Du Alles erfährst! Du kommst mir wie eine Fee vor! — Aber es ist gewiß, daß auf dem Platze von Paris meine Stellung noch immer eine glänzende ist. — Die gefahrvolle Seite ist meine Bilanz mit Peter Bristol von Boston, den ich habe autorisiren müssen, Tratten zum Betrage von einer Million sechs Mal hunderttausend Franken auf mich abzugeben"

Die Schloßdame wurde von einem Schauder ergriffen; Herr von Garennes lächelte.

„Du denkst an den Termin, an welchem wir die erste Zahlung für das Schloß zu leisten haben," sagte er, „allein zu dieser Zahlung habe ich das Geld bestimmt, welches ich Dir anvertraute. — Sei unbesorgt, die Zahlung wird an dem Fälligkeitstermine geleistet werden. — Peter Bristol thut Alles was ich will, er ist die Perle der Männer!"

„Wenn Du nicht befürchtest —"

„Ich befürchte gar nichts! — Mit den fünfhundert Tausend Franken des Herrn von Gueret, der ohne Zweifel Dein Wort hat —"

„Er hat mein Wort," sagte die Frau von Garennes langsam.

Sie stieg die letzten Stufen der Freitreppe hinan und schob

ihren Mann in den Salon, dessen Thür sie gleich hinter sich verschloß.

„Er hat mein Wort," wiederholte sie, indem sie ihre Hand auf den Arm ihres Mannes legte. „Aber —"

„Was soll das Aber?"

„Denken wir uns, es fände sich heute oder morgen ein besserer Vorschlag. — Und wenn ich so spreche, so habe ich vielleicht meine Idee —"

„Du denkst an Stephen Williams?" begann Herr von Garennes.

„Warum nicht?" fragte Frau von Garennes und lächelte.

Herr von Garennes rieb sich die Hände.

„Das wäre doch ein Meisterstück!" rief er entzückt und seine Frau bewundernd aus.

„In diesem Falle, meine Freund, — Du verstehst mich wohl —" fuhr die starke Frau fort, würden wir uns erinnern, daß wir in der That nichts Anderes berücksichtigen dürfen, als das Glück unsers lieben Kindes!"

„Wahrhaftig!"

„Eine so wichtige Handlung verdient Nachdenken."

„Ohne Zweifel! ohne Zweifel! — und wir haben bis jetzt noch nichts unterzeichnet — wir haben bis jetzt nur das Wort gegeben —"

„Im schlimmsten Falle," fügte Frau von Garennes hinzu, „sagen wir dem Herrn von Gueret, wenn er sich störrig zeigt, daß Camille ihn nicht gewollt habe."

„Man kann ein junges Mädchen in keinem Falle zwingen," sagte Herr von Garennes schnell.

„Das wäre eine unverantwortliche Sache!“ bekräftigte die Schloßdame.

Herr von Garennes rieb sich die Hände.

„Eingeheizt! eingeheizt!“ sagte er; „wir wollen diese Heirath auf der Stelle zu Stande bringen!“

„Und zwar trotz der amerikanischen Manie!“ fügte die Schloßdame lächelnd hinzu.

Ihr Mann betrachtete sie mit Begeisterung.

„Den Einfall hast Du gehabt!“ sagte er. „Du bist ein Muster aller Weiber!“

„Ich handle nach meinen besten Kräften!“ entgegnete mit Bescheidenheit die Schloßdame, „um meine Pflichten als Gattin und Mutter zu erfüllen.“

„Herr Stephen Williams,“ sagte ein Bedienter in der Thür, „läßt fragen, ob der gnädige Herr und die gnädige Frau ihn empfangen können.“

„Ich habe die Decken in Salon Ludwigs XV. von den Möbeln nehmen lassen,“ raunte die Schloßdame ihrem Manne in das Ohr.

„François,“ fuhr sie dann mit lauter Stimme fort, „führen Sie Herrn Stephen Williams in den Salon Ludwigs XV.!“

„Schöne Dame,“ sagte unser Freund Robinson, das heißt der wahre Robinson, Robinson I., Herr von Freitag, welcher ohne viele Umstände gleich hinter dem Bedienten eintrat, „wir werden auch hier ganz bequem mit einander plaudern können.“

Er grüßte ganz kurz und machte es sich dann auf einem Stuhle zwischen Herrn und Frau von Garennes bequem.

---

11. Verlegenheiten.

Das war nicht der Salon Ludwigs XV. Der Salon Ludwigs XV. war bei weitem schöner. Einen Salon Ludwigs XV. nennt man das prunkende Zimmer, welches gewisse Leute ausschließlich dazu haben, um es zu zeigen, das Heiligthum, in welches man den Luxus zusammendrängt, in welchem jeder Gegenstand seinen außergewöhnlichen Preis, seine mehr oder minder authentische Geschichte und seine schützende Decke hat. Dort sieht man mit Gaze überdeckte Pendulen, die Kandelaber verbergen ihre Vergoldung unter einem Beutel von grauer Leinwand, man hängt Schleier über die Gemälde und bindet Decken über die Stühle; das geschnitzte Täfelwerk hat seinen Hausrock, der Gueridon hat über seiner Prachtdecke noch eine gewöhnliche, und selbst der Teppich ist mit einer Alltagsschürze versehen.

„Ein solcher Salon Ludwigs XV. gleicht jenen feinen Damen von sparsamem Charakter, welche, wenn sie auf den Ball gehen, aber keinen Fiaker bezahlen mögen, einen unedlen wollenen Strumpf über die niedliche Seide ihrer Schuhe ziehen.

Der Salon Ludwigs XV. ist ein Wunder. Meine Leser haben gewiß dreißig ähnliche Salons gesehen. Der Salon Lud-

wigs XV. in dem Hotel oder Schloß eines französischen Geldmannes hat ponceaufarbene Wände; dann: Bergèren nach der Mode der Pompadour, Muschelwerk von Bronze, kleine Spiegel in allerliebsten Cartouchen, eine mit Liebesgöttern und Rosen bemalte Decke, Portraits mit gepuderten Köpfen in runden Rahmen, Gemälde, welche auf einen lillafarbenen Grund von hungrigen unbekannten Künstlern gemalt sind, die sich aber Boucher oder Watteau unterzeichnen, weil ihre Gemälde mindestens eben so werthvoll sind, wie diejenigen dieser beiden Meister.

Aber das war nicht der Salon Ludwigs XV. Die Schloßdame hatte ihre Wirkung verfehlt! Herr Stephen Williams, dieser ausgezeichnete Fremde, hatte den Salon Ludwigs XV. nicht sehen wollen.

Solche Amerikaner sind doch recht alberne und bäurische Menschen! Man kann nichts weniger sein, als ein Yankee, um einen Salon Ludwigs XV. zu verschmähen, der so schön, so frisch, so charaktervoll ist, ungeachtet seines festen Preises.

So geht es, wenn man die Perlen vor die — Wilden wirft!

Das war der gewöhnliche Salon; der Salon, in welchem bei halb feierlichen Gelegenheiten die jungen Mädchen und jungen Frauen des Stammes Richard tanzten. Die alten Möbel des Steuerpächters Turlot, die wirklich aus der Zeit Ludwigs XV. gewesen, aber nicht nach der jetzt modigen Mode Ludwigs XV. gefertigt waren, hatte man durch moderne Möbel ersetzt.

Wenn man, wie Frau von Garennes, entschlossen und fast mit Stolz seine Emporkömmlings-Stellung annimmt, so kann man schon nicht mehr unter den großen Haufen der reichgewordenen Strumpfwirker geworfen werden. Frau von Garen-

nes hatte vielleicht nicht so viel Geschmack wie Kopf, allein es fehlte ihr doch auch nicht gerade zu an Geschmack, weil alle Verstandeskräfte sich gegenseitig ergänzen und man ein Blinder hätte sein müssen, um der Frau von Garennes viel Verstand und viel Geist abzusprechen.

Sie war nicht von Geburt. Jene Gewandtheit, jener Takt, welche ein Erbtheil der Geburt sind, konnten ihr fehlen; aber sie besaß, wenn sie wollte, die gallische Grazie, und sobald sie nicht mehr biß, verstanden es ihre schönen Zähne vortrefflich, ihr Lächeln zu verschönern.

Ungeachtet gewisser Knausereien in Einzelheiten, wurde ihr Schloß dennoch in einer großartigen Weise unterhalten, wenigstens dem Anscheine nach; man sah nichts Lächerliches in demselben, und es war nicht Jedermann gegeben, in die kleinen Mysterien des Haushalts einzudringen

Der Salon, in welchen Herr Stephen Williams getreten war, führte, wie wir schon gesagt haben, nach der Terrasse; man genoß dort jener lachenden und heitern Aussicht, die wir bereits mit einigen schwachen Federstrichen zu schildern versuchten. Es war ein großes Gemach, welches, abgesehen von seiner Höhe, von gewissen Architekturformen und von der Höhe der Decke, an jene einförmigen Salons erinnerte, die man in allen Stockwerken aller Häuser aller Straßen der Chaussee d'Antin findet. Zwei im Hintergrunde befindliche Thüren öffneten sich nach einer Gallerie, zu welcher zwei oder drei Stufen hinaufführten und die für das Orchester bestimmt war. Diese Thüren standen außerdem durch die beiden Enden der Galerie mit den Zimmern des innern Schlosses in Verbindung.

Durch eine dieser beiden Thüren hatte man den vornehmen Fremden hereintreten lassen.

Frau von Garennes empfand zwar einen ernstlichen Kummer, daß sie ihren Salon Ludwigs XV. nicht hatte zeigen können, wurde aber dadurch nicht verhindert, mit einem schnellen und scharfen Blicke die ganze Person des Herrn Stephen Williams zu übersehen. Das war die Sache einer einzigen Secunde. Herr Stephen Williams erschien ihr ziemlich so, wie sie sich denselben nach der Beschreibung hatte vorstellen können, welche ihr Mann von ihm entworfen hatte. Er erschien ihr als ein bizarrer Mann, der aber dabei eine etwas romanhafte Schönheit besaß. Aber die Schloßdame sah auch mit diesem einzigen Blicke, was ihr Mann nimmer gesehen haben würde, und hätte er den Fremden sein ganzes Leben hindurch betrachtet. Ein gewisses unbeschreibliches Etwas, ein gewisser flüchtiger und unerklärlicher Eindruck veranlaßte ihr gleichsam eine Regung des Schreckens.

Hatte sie ihren Meister gefunden?

Wäre Toinette zugegen gewesen, so würde sie sich gewiß erinnert haben, daß in den Ritterromanen die Königin ebenfalls bisweilen eine unnennbare Aufregung empfindet, von der sie sich keinen Grund angeben kann, wenn Olivier oder Rinaldo erscheinen.

Und Toinette würde noch mehr überzeugt worden sein, daß er einer sei.

Die arme Toinette! In diesem Augenblicke weinte sie ihre heißesten Thränen; ihr Vater hatte mit dem Leib- und Magendiener Herrn Bertois gesprochen, und dem armen Pierre Taffel, dem guten Jungen, blieb wahrlich wenig Hoffnung.

Mochte nun Stephen Williams ein irrender Ritter sein oder

nicht, so stand doch so viel fest, daß das Gefühl, welches die Königin in diesem Falle empfand, himmelweit von demjenigen der Liebe unterschieden war. Sie war gleichsam von einem Schauder überlaufen, und ihre schönen Augen hatten sich vor dem kühnen Blick des Amerikaners zu Boden gesenkt.

Dieser zeigte übrigens eine Bestimmtheit und eine Unbefangenheit in seinem ganzen Benehmen, daß Frau von Garennes unter allen andern Verhältnissen einen ziemlich bösen Ton angestimmt haben würde. Man konnte nicht eigentlich sagen, daß er unhöflich wäre, aber dennoch schien seine Vertrautheit alle Gränzen zu überschreiten, und die unvergleichliche Julie konnte bemerken, daß er bereits seine bestiefelten Beine über einander geschlagen hatte.

„Na! Sie haben sich hier gar nicht schlecht eingerichtet," sagte er und warf sich recht gemächlich in seinem Armstuhle zurück; „dabei eine schöne Aussicht und herrliche Luft! — Ach, ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Aufnahme"

„Wir hätten Sie gern noch besser aufgenommen, —" versetzte die Schloßdame.

Herr von Garennes ergriff eilig die Hand seines Gastes.

„Wir haben uns überglücklich gefühlt, mein lieber Herr —" begann er.

„Schon gut! schon gut!" sagte der Amerikaner. „Ich sehe da noch verschiedene Gäste auf Ihrem Parterre. — Sorgen Sie dafür, daß wir einen Augenblick allein sein können."

„Baptiste!" rief Herr von Garennes an der Thür im Hintergrunde, „lassen Sie Niemand eintreten! Hören Sie wohl: Niemand!"

„Nun sagen Sie mir," nahm Stephen Williams wieder

das Wort, als Garennes an seinen Platz zurückgekehrt war, „warum Sie mich auf eine so außerordentlich entgegenkommende Weise aufnehmen."

„Warum?" stammelte Herr von Garennes, in Bestürzung gesetzt durch diese plötzliche Frage.

„Sie wissen nicht einmal, wer ich bin —" setzte der vornehme Fremde hinzu.

„In unserm Hause, Mylord," antwortete Frau von Garennes mit der zartesten Höflichkeit, „mag die Gastfreundschaft vielleicht eine bescheidene — sogar eine ungenügende sein —"

„Daß Dich!" brummte Stephen Williams; „man hat mich auf ein Zimmer geführt, wie der Präsident der vereinigten Staaten kein schöneres hat!"

„— aber diese Gastfreundschaft," schloß die Schloßdame ihre Rede, „ist wenigstens eine vom Herzen kommende und mit Uneigennützigkeit gewährte."

Der Amerikaner zog einen Zahnstocher aus der Tasche und nahm ihn in den Mund.

„Sie haben die Güte gehabt," nahm Herr von Garennes das Wort, „einen Brief an mich zu schreiben und den Wunsch zu äußern —"

„Ach! Ach! — und das hat schon ausgereicht?"

„Vollkommen!"

„Und Sie fragen nicht einmal, warum ich den Wunsch gehabt habe, Ihre Bekanntschaft zu machen?"

„Wir sind entzückt, Sie in unserer Mitte zu haben, Mylord," antwortete die Schloßdame, „und das ist die Hauptsache."

„Das ist ganz wundersam!" sagte Stephen Williams mit

einer etwas spöttischen Gutmüthigkeit. „Die gerühmte Gastfreundschaft der schottischen Bergbewohner erscheint mir durchaus nichtig gegen die Ihrige! — Nebenbei muß ich Sie aber bitten, meine Dame, mich nicht Mylord zu nennen, weil wir in Amerika keine Lords haben und weil ferner, wenn wir dort wirklich Lords hätten, ich sicherlich nicht zu der edlen Kaste derselben gehören würde. Ich muß Ihnen nämlich bekennen, obgleich Sie mich noch nicht darum gefragt haben, daß ich nur ein armer Teufel von einem Commis bin, folglich auch an einen solchen Empfang wenig gewöhnt"

Herr von Garennes blies seine Backen auf. Seit zwei Minuten hatte er bereits gar nicht gewußt, was er von dem sonderbaren Gaste denken sollte.

Seine Frau warf ihm einen Blick zu, den er jedoch nicht bemerkte und hastig fragte:

„Also ist es nicht für Ihre eigene Rechnung, daß Sie —"

Er unterbrach sich, weil seine Frau ihn von hinten so in den Arm geknippen hatte, daß die Stelle mit Blut unterlaufen mußte.

„Daß ich — was denn?" fragte Herr Stephen Williams mit großer Neugierde.

Herr von Garennes wußte nicht, was er sagen sollte.

Die unvergleichliche Julie riß ihn aus der Verlegenheit, indem sie in dem einfachsten Tone von der Welt sagte:

„Mein Mann wünscht einfach zu wissen, mein Herr, ob Sie uns in Ihrem eignen Namen besuchen oder im Auftrage eines Andern."

Stephen Williams biß sich auf die Lippen, um nicht zu lächeln.

„Eine geistreiche Frau!" dachte er. „Sie hat mit Meisterhand den Fehler ihres Mannes wieder gut gemacht. — Der Mann, welcher ein Tölpel ist, wollte mich fragen, ob ich für meine Rechnung gestern an der Börse die Renten gekauft hätte. — Wohlan! ich sehe, daß man sich hier zusammennehmen muß."

„Ganz recht!" sagte Herr von Garennes mit alberner Miene, „meine Frau hat auf das Genaueste meine Gedanken ausgedrückt."

„Nun! schöne Dame," nahm Stephen Williams wieder das Wort, indem er die Angeredete mit größerer Aufmerksamkeit anblickte, „ich komme in fremdem Auftrage zu Ihnen. — Ich habe verschiedene Aufträge: zunächst habe ich an Sie viele Grüße zu bestellen von meinem Prinzipal, Herrn Peter Bristol in Boston."

„Ach! Sie sind also in dem Geschäft von Peter Bristol?" rief Frau von Garennes, indem ihre Stimme den schmeichelhaftesten Ausdruck annahm.

„In dem Hause unsers berühmten Correspondenten!" fügte Herr von Garennes entzückt hinzu.

„Meiner Seel'!" sagte Stephen Williams, „ich wußte bisher nicht, daß der gute Peter Bristol ein berühmter Mann sei."

„Sein Name ist auf dem ganzen Erdenrund bekannt!"

„An der Börse bekannt, das will ich nicht leugnen. — Und mehr verlangt auch Peter Bristol nicht, da er den Credit dem Ruhme vorzieht."

„Er macht es also gerade, wie ich," sagte Herr von Garennes.

Die Schloßdame schnitt ihm die weitern Bemerkungen ab, indem sie sagte:

„Man kann stets überzeugt sein, die Bescheidenheit mit dem

wahren Verdienste vereinigt zu finden. — Sie, Herr Stephen Williams, sind also ohne Zweifel der erste Buchhalter von Peter Bristol?"

„Das sieht man auf der Stelle!" sagte Herr von Garennes.

„Und woran sieht man denn das?" fragte der Amerikaner neugierig.

„Das sieht man sehr leicht," antwortete die Schloßdame. „Es geht von dem wahren Gentleman ein gewisser Parfum aus, der gar nicht zu verkennen ist."

„Wie unser Bordeaux sogleich an seiner Blume erkannt wird," fügte Herr von Garennes hinzu. „Es ist ein Irrthum gar nicht möglich!"

Stephen Williams lachte laut auf.

„Auf mein Wort!" rief er aus; „Sie sind Beide recht gute Seelen."

Herr und Frau von Garennes blickten einander halb verwundert und halb beleidigt an.

„Sie finden also, daß ich Blume besitze!" nahm der angesehene Fremde wieder das Wort, indem er seine Hände in seine Taschen schob. „Hüten Sie sich, die Gentlemen nach der Blume zu beurtheilen, denn diese Sache ist sogar beim Weine trügerisch. — In dem Geschäft von Peter Bristol befinden sich mehr als funfzig Commis, die noch über mir stehen!"

Jetzt konnte Herr von Garennes nicht mehr umhin, sich wieder in die Brust zu werfen.

„Ach!" sagte er, ohne daß er sich bemühte seinen Aerger zu verbergen.

Und da der Amerikaner eben aufstand, um in größerer

Nähe ein Gemälde zu betrachten, welches ihm gerade gegenüber hing, so schulterte sich Garennes und neigte sich dann an das Ohr seiner Frau, um zu sagen:

„Mit dem ist es gar nichts!"

„Nicht vorlaut!" antwortete eben so leise Frau von Garennes; „es könnte sein, daß er wegen der Wechsel käme!"

„Du hast recht! — Aber was für eine Idee hatten wir uns von diesem Menschen gemacht!"

„Sagen Sie einmal," nahm Stephen Williams wieder das Wort, indem er sich zu dem Ehepaare umwandte, „ich glaube, Sie schmeicheln mir nicht mehr?"

„Der Grobian!" sagte Garennes zu seiner Frau.

Die Schloßdame gebot ihrem Manne durch einen gebieterischen Wink Schweigen.

Stephen Williams fuhr fort, indem er an seinen Platz zurückkehrte:

„Ich habe ganz einfach die Reise als Quartier-Macher zurückgelegt, um für den Kassirer unseres Geschäfts eine Wohnung in Paris zu miethen."

„Ach!" riefen Herr und Frau von Garennes zu gleicher Zeit aus. „Peter Bristol hat also seinen Kassirer nach Frankreich gesandt!"

„Um gewisse Geldposten einzuziehen, die nicht unbedeutend sind," antwortete Stephen Williams in einem gleichgiltigen Tone.

„Wird er bald ankommen?"

„Er ist schon angekommen."

„Ist es möglich!" stammelte Herr von Garennes, der nicht genug Geistesgegenwart besaß, um seine Besorgniß zu verbergen.

Frau von Garennes klatschte dagegen in ihre Hände und gab alle Zeichen der lebhaftesten Freude.

„Welches Glück!" rief sie aus, „wir haben verschiedene höchst liebenswürdige Briefe von diesem Kassirer erhalten. Wie heißt er doch?"

„Herr Robinson."

„Der liebe Herr Robinson!" sagte Herr von Garennes, der sich ein Wenig wieder erholt hatte. „Er hat uns allerdings sehr liebenswürdige — mehr als liebenswürdige Briefe geschrieben. — Wann werden wir ihn sehen?"

„Sie haben ihn gesehen," antwortete Stephen Williams.

„Ich habe ihn gesehen?"

„Erinnern Sie sich nicht mehr an jenen Robinson, den Sie in meiner Gesellschaft in dem Zimmer des Gasthauses antrafen?"

„Allerdings," antwortete der Gefragte. „Ich glaube mich zu erinnern. — Aber das ist nicht möglich! — Sie behandelten ihn wie einen Commis —"

„Ganz recht."

„Noch schlimmer sogar!" fuhr Herr von Garennes fort; „wie einen Bedienten."

„Ganz recht! — Unser Kassirer liebt das so. — Er ist ein Original. — Er hat die Manie, wenn wir auf Reisen sind, die Rollen umzukehren und sich für meinen Untergebenen auszugeben."

Die Schloßdame, welche vollkommen irre geworden war, hatte aufmerksam und schweigend zugehört.

„Mein Freund," sagte sie, indem sie sich plötzlich an ihren Mann wandte, „hier bleibt uns nur Eins übrig, daß wir näm-

lich sogleich anspannen und im Galopp nach dem Gasthause fahren lassen."

„Um ihn zu holen?" fragte Stephen Williams schnell, indem er Herrn von Garennes zurückhielt, der sich bereits auf die Beine gemacht hatte; „ich rathe Ihnen das nicht!"

„Warum nicht?"

„Der Teufel mag wissen, ob er noch in dem Gasthause ist."

„Wenn das zweifelhaft ist, so muß man sich um so mehr beeilen," sagte die Schloßdame.

„Hören Sie," entgegnete der Amerikaner. „Peter Bristol ist ein ganz einfacher und schlichter Mann, aber seine ersten Commis sind Fürsten. Der Robinson liebt den Eifer nicht, und gerade um gewisse zu eifrige Demonstrationen zu vermeiden, hat er seine demüthige Rolle auf sich genommen."

Als er sah, das Herr von Garennes noch immer zögere, warf er sich von Neuem in die weichen Kissen seiner Bergère und sagte:

„Gehen Sie, wenn Sie wollen, denn mir kann das übrigens gleich sein. — Außerdem kümmert es mich wenig, ob Robinson einmal grob wird, denn von einem Hiebe mit einer Reitgerte stirbt noch Niemand."

Herr von Garennes blieb wie verdutzt vor seiner Frau stehen, die kein Wort mehr sagte.

Was für eine Idee sich auch der Leser oder die Leserin von Herrn und Frau von Garennes gemacht haben mag, so viel ist gewiß, daß die versteckte Drohung einer Züchtigung mit der Reitpeitsche alle Gränzen der Erwartung übertroffen hatte.

War das eine tolle Wette?

Hatte Peter Bristol absichtlich einen Gesandten von so schrecklicher Art gewählt, oder erlaubte sich dieser unverschämte Subalterne eine Mystification?

Während Mann und Frau, beide in großer Verlegenheit, eine Art stummer Berathung mit einander hielten, nahm der unbegreifliche Stephen Williams von Neuem das Wort.

„Sie werden am klügsten handeln," sagte er ohne Umstände, „wenn Sie sich ganz ruhig verhalten. Glauben Sie mir, Sie werden den Robinson noch immer früh genug sehen. — Setzen Sie sich, beruhigen Sie sich und lassen Sie uns von einer Angelegenheit sprechen, die mir eben einfällt; wenn ich die Gelegenheit nicht bei den Haaren ergriffe, so würde ich die Sache ganz gewiß vergessen. Aber es ist mir viel daran gelegen, sie nicht zu vergessen. — Haben Sie nicht einen Bruder in Amerika, Herr von Garennes?"

„Einen Bruder?" wiederholte der Gefragte und änderte seine Züge.

Die Schloßdame war sichtlich vom Kopf bis zu den Füßen erbebt.

„Wissen Sie auch" sagte Stephen Williams mit seinem etwas cynischen Lächeln, „wissen Sie auch, daß dieser Gegenstand der Unterhaltung Ihnen nicht besonders zu schmeicheln scheint?"

„Nun," entgegnete Herr von Garennes verlegen, „ich war weit entfernt, zu erwarten. — Gewiß, mein Herr, ich liebte meinen Bruder — ich liebte ihn sehr —"

„Ist es nöthig, das erst zu versichern?" fragte die Schloßdame.

Sie hatte sich bereits erholt und war gefaßt.

„Sie liebten ihn also Beide recht sehr," nahm der Ameri-



kaner wieder das Wort, „aber Sie hatten sich an den Gedanken gewöhnt, daß er längst gestorben sei —“

„Wir haben seit langer Zeit kein Sterbenswörtchen von ihm erfahren!“

Diese letzten Worte hatte Garennes gesagt.

Seine Frau dachte ernstlich nach. Herr Stephen Williams hatte bisher noch kein Wort gesagt, aus welchem man hätte schließen können, ob der verschollene Bruder reich oder arm sei.

Und die größte Frage war doch eben diese! Hierin lag das **To be or not to be!**

Ehe diese Hauptfrage entschieden war, hütete sich die unvergleichliche Julie, sich auf eine bestimmte Weise auszusprechen.

„Nicht wahr, er hat nie an Sie geschrieben?“ versetzte der bei dem Hause Peter Bristol Angestellte. „Ach! das muß ein origineller Mensch sein!“

Die Verbindung, welche offenbar zwischen dem wiedererstandenen Bruder und dem reichen Banquier von Boston bestand, ließ ein Licht in den Augen der Schloßdame aufgehen.

„Herr Stephen Williams hat uns noch kein Wort von der Stellung und Lage des fraglichen Mannes gesagt,“ versetzte sie. „Befindet sich derjenige, welcher nach ihrer Meinung der Bruder meines Mannes ist, in ehrenhaften Verhältnissen?“

„Was verstehen Sie darunter?“ fragte der Commis, indem er die Fragende scharf ansah

„Ich meine — in günstigen Verhältnissen —“

„Was soll das heißen?“

„Nun mein Gott! mein Herr: ob er sich in wohlhabenden Verhältnissen befindet?“

„Was das betrifft, so ist er ärmer als Hiob!“

Die Züge der Frau von Garennes nahmen sogleich einen andern Ausdruck an, und ihre Brauen zogen sich zusammen.

„Man hört so oft von Betrügern sprechen —" bemerkte sie verächtlich.

Stephen Williams wandte sich gegen Garennes.

„Der Unglückliche hat jedoch in der That eine große Familien-Aehnlichkeit mit Herrn von Garennes," versicherte er.

Dieser schien gerührt zu sein.

„Mein Gott!" rief dagegen die Schloßdame aus, „es kommt nichts häufiger vor, als dergleichen zufällige Aehnlichkeiten!"

„Je mehr ich Sie betrachte," fuhr indeß der Amerikaner fort und legte seine beiden Hände auf die Schultern des Herrn von Garennes, „desto mehr werde ich überrascht von der Aehnlichkeit, welche —"

„Ach!" rief Garennes aus, dessen Herz dieses Mal sprach: „wenn mein Bruder wirklich noch lebt, so danke ich Gott dafür!"

Die Schloßdame schulterte sich und stand auf, indem sie ihren Stuhl zurückschob.

Sie ging nach der Galerie und dachte:

„Das ist zu hart!"

„Baptiste!" sagte sie dann halb laut und halb leise zu dem Bedienten, welcher sich in dem Vorzimmer befand, „lassen Sie Jedermann eintreten!"

Als sie zurückkehrte, sagte Stephen Williams eben zu ihrem Gatten:

„Sie sind ein braver Mann!"

„Und ich, mein Herr," versetzte sie, „denke auch keine schlechte

Frau zu sein. — Aber ich habe nur ein geringes Vertrauen zu dergleichen Abenteuern, welche in das Bereich der Komödie gehören, und möchte auch gern wissen, auf welchem Grunde —"

Baptiste hatte die beiden Thüren der Galerie geöffnet; in dem Augenblicke, als der Amerikaner den Mund öffnete, um zu antworten, erschien die alte Frau Richard mit Morin an der Thür zur Rechten, und fast gleich darauf erschien an der Thür zur Linken Roland mit Toinette.

Die alte Großmutter und der junge Mann warfen in das Innere des Zimmers einen furchtsamen und verlegenen Blick, an welchem man erkannte, daß sie das Bewußtsein ihres geringen Ansehens hätten Als sie Herrn und Frau von Garennes im Gespräche mit einem Fremden sahen, wagten sie Beide nicht weiter vorzutreten.

„Gehen Sie doch, gute Dame!" bat Morin; „etwas Muth!"

Und Toinette sagte ganz leise zu Richard:

„Sie verstehen so gut zu sprechen, daß man gewiß auf Sie hören wird!"

Frau Richard schüttelte ihr graues Haupt.

„Mein armer Morin," sagte sie mit einem Seufzer, „wenn Du auf keine andere Hilfe rechnen kannst, als auf meinen Einfluß —"

„Ich will gern einen Versuch machen, meine arme kleine Toinette," antwortete Roland seinerseits, „aber ich habe keine Hoffnung auf Erfolg "

Beide gingen einen Schritt vorwärts in das Zimmer, blieben aber wieder stehen, denn eben nahm der Fremde das Wort.

Herr und Frau von Garennes, so wie auch Stephen Wil-

liams saßen von den Thüren abgewendet, daher sie weder die Mutter Richard noch deren Schützlinge gesehen hatten.

„Ich werde Ihnen die genauesten Nachrichten geben," sagte Stephen Williams, indem er auf die Frage der Schloßdame antwortete. „Fassen Sie jedoch wohl in das Auge, daß wir ein unmittelbares Interesse haben, diese Sache aufzuklären, und daß ich nicht zu meinem Spaße lediglich mit Ihnen spreche. — Wir haben dem Manne mit Rücksicht auf den Namen, welchen er führt, Geld geborgt."

„Eine schöne Geschichte das!" rief Frau von Garennes aus. „Geld! Konnte ich mir's doch denken!"

„So ist es, meine Dame," antwortete der Amerikaner; „er kam zu uns, nach Boston, und sagte: Ich heiße Jean Richard —"

„Jean Richard!" wiederholte die alte Frau und begann an allen Gliedern zu zittern.

„Der Name meines Vaters," dachte Roland und wurde von tiefer Rührung ergriffen.

„Geh, Toinette, geh, meine Tochter," fuhr er dann fort und schob die Angeredete aus dem Zimmer, „ich werde mein Möglichstes thun, verlaß Dich darauf, aber geh —"

Toinette hatte in dem Fremden ihren irrenden Ritter erkannt. Sie entfernte sich mit Widerstreben, denn es stand bei ihr die Meinung fest, daß sich irdend etwas Außerordentliches zutragen werde.

Mama Richard hatte ebenfalls den Gastwirth verabschiedet, nachdem sie ihm versprochen, daß sie für ihn sprechen werde.

„Glauben Sie nicht etwa, daß ich den Namen erfunden

habe," fuhr Stephen Williams fort; „dieser Jean Richard schien mir ein Mann von etwa vierzig Jahren zu sein —"

„So alt ist er auch!" dachte die arme Mutter; „ja, so alt würde er sein! — Ach, wenn es mir vergönnt wäre, ihn noch ein Mal vor meinem Ende zu sehen!"

Sie lehnte sich an den Pfeiler der Thür, denn ihre Kniee wankten. Roland stand noch immer versteckt hinter der Balustrade der Galerie.

„Noch muß ich bemerken," fuhr der Amerikaner fort, „daß ich alle Nachrichten, welche er uns dort in Amerika in Bezug auf Ihre Familie gegeben hat, hier in Frankreich vollkommen bestätigt gefunden habe."

„Das beweist sehr wenig," nahm die Schloßdame wieder das Wort; „wir sind bekannt genug und verhehlen unser Leben nicht."

„Er hat uns auch von Ihrer alten Mutter erzählt," fuhr abermals Stephen Williams fort, „von der alten Frau Richard —"

„— und von dem jungen Manne, seinem Sohne, dem Herrn Roland."

Ohne sich Rechenschaft von dem zu geben, was er that, warf sich Roland hinter der Balustrade auf die Kniee.

„Und was folgern Sie daraus, mein Herr?" fragte Frau von Garennes mit Ungeduld.

„Was ich folgere? Hören Sie! Da er ohne Freunde, ohne Obdach, ohne Brot, ohne genügende Kleidung war —"

Er unterbrach sich, um die Wirkung seiner Worte zu verstärken.

Mama Richard und Roland wagten nicht mehr zu athmen.

„So haben Sie ihm Ihre Kasse geöffnet?" fragte die Schloßdame.

„So haben wir Mitleid mit ihm gehabt," vervollständigte Stephen Williams seine Rede.

Herr von Garennes berührte verstohlen seine Hand und sagte leise:

„Sie haben daran wohl gethan!"

Er hatte ganz leise gesprochen, aber Mutter Richard und Roland hatten ihn dennoch verstanden.

„Möge Gott Dich segnen, mein Sohn Thomas!" dachte die alte Frau und vergoß Thränen.

Roland machte eine Bewegung, als wollte er zu seinem Oheim eilen und ihm Dank sagen. Er wurde jedoch von der kalten und spöttischen Stimme der Schloßdame zurückgehalten, welche sagte:

„Wunderschön! — So kann sich also der erste beste Betrüger bei unsern Correspondenten einfinden und mit vollen Händen aus deren Kassen schöpfen!"

„Meine liebe Freundinn —!" sagte Herr von Garennes schüchtern.

„Ich weiß, was ich sage, mein Herr!" unterbrach ihn die Schloßdame. „Niemand kann sich rühmen, seine Familie zärtlicher zu lieben, als ich. — Gewiß, ich würde durch das Feuer gehen um unserer Verwandten willen, und das wissen auch Alle recht gut — aber ich kann gewisse schlaue Betrügereien nicht leiden!"

Sie wandte sich rasch gegen Stephen Williams.

„Wie viel Geld haben Sie dem Menschen geborgt?" fragte sie.

„Hundert Pfund."

„Sterling?"

„Ja, hundert Pfund Sterling — in mehren kleinen Summen. — Ziemlich fünfhundert Dollars."

„Zweitausend Fünfhundert Franken nach unserm Gelde!" hatte Frau von Garennes schnell ausgerechnet. „Das ist ungeheuer!"

„Indeß, meine gute Freundin," versetzte ihr Mann mit etwas größerer Festigkeit, als gewöhnlich, „bedenke, daß es mein Bruder ist —"

„Ei! mein Herr! es ist Ihr Bruder gar nicht! — Und so lange man im Zweifel sein kann, muß man dergleichen unterlassen."

„Das ist eine vortreffliche Regel des Benehmens," sagte Herr Stephen Williams ernst. „Ich sehe wohl, daß man sich an die gnädige Frau wenden muß, um ernstliche Antworten zu bekommen. — Allein seien Sie mir nicht böse wegen meiner Bemerkung, schöne Dame, noch auch, wenn ich länger bei der Sache stehen bleibe und sie vollkommen erschöpfe — In dem Falle also, daß sich dieser Jean Richard, mag er nun ein Betrüger sein oder nicht, von Neuem in unsern Bureaux zeigen sollte – werden wir in dem Falle ermächtigt sein, fernere Vorschüsse zu leisten oder nicht?

„Vielleicht —" sagte rasch Herr von Garennes, „vorausgesetzt nämlich —"

Die Schloßdame schnitt ihm jedoch abermals rasch das Wort ab.

„Die Frage war eine bestimmte, und die Antwort muß eine eben so bestimmte sein," sagte sie. „Und ich antworte: Nein!"

Mama Richard erhob ihre thänenschweren Augen gen Himmel, während Roland seine Farbe änderte und sein Haupt abwandte.

„Dann," fuhr Stephen Williams mit großer Ruhe fort, „dann ist es also bestimmt, daß wir ihn verhungern lassen sollen?"

Herr von Garennes wollte von seinem Sitze aufspringen.

„Man verhungert nicht so leicht!" rief die Schloßdame aus; „mag er sich an uns wenden, wenn es ihm so beliebt."

„Es ist weit von Boston bis hierher, meine schöne Dame."

„So mag er — Nun, er mag sehen, wie er durchkommt!"

„Das reicht hin," versetzte Stephen Williams und zog seine Schreibtafel hervor. „Ich werde mir Ihre Befehle anmerken."

Er benetzte die Spitze seines Bleistifts und begann zu schreiben.

Herr von Garennes trat auf ihn zu; vor seiner Stirn stand der Schweiß.

„Mein Herr —" begann er.

Die Schloßdame trat ihrerseits auf ihn zu und ergriff ihn beim Arme. Ihr Benehmen war ein männliches."

„Unsere Vettern warten auf uns, mein Freund," sagte sie in einem gebieterischen Tone.

Dann sagte sie mit einer mehr gemäßigten Stimme:

„Wollen wir unsere ganze Familie um einer solchen Person willen vernachlässigen? Herr Stephen Williams," fuhr sie dann sehr laut und mit lächelnder Miene fort, „wird die Güte haben, uns zu entschuldigen —"

„Bitte sehr, schöne Dame!" sagte der Amerikaner und verneigte sich bis zur Erde.

„Ich möchte wissen," sagte Herr von Garennes in großer Unruhe und indem er zum ersten Male in seinem Leben einen Schein von Widerstand wagte, „ich möchte wissen –"

„Was?" fragte Stephen Williams und richtete seinen starren Blick auf den Fragenden.

„Was Sie da in Ihre Schreibtafel geschrieben haben, das möchte ich wissen."

Stephen Williams antwortete nicht, sondern hielt mit einer raschen Bewegung dem Herrn von Garennes seine Schreibtafel vor die Augen.

Nur eine einzige Zeile war in der Mitte einer weißen Seite geschrieben, und Garennes las mit lauter Stimme:

„Jean Richard ist zum Tode verurtheilt."

Er schwankte und preßte beide Hände vor seine Stirn. Die Schloßdame richtete dagegen einen Natternblick auf Stephen Williams.

„Wir werden Ihnen erstatten, was Sie vorgeschossen haben, mein Herr," sagte sie; „allein Ihr Theater-Effect hat vollkommen seine Wirkung verfehlt: Wir haben noch für andere arme Verwandte zu sorgen."

Sie zog ihren Gatten mit sich fort, der unfähig war, zu widerstehen, und schloß die Thür auf geräuschvolle Weise.

Stephen Williams war auf demselben Platze geblieben. Die Physiognomie dieses Mannes war ein verschlossenes Buch, in welchem man nur höchst selten seine ganzen Gedanken lesen konnte.

In dem Augenblicke, als Herr und Frau von Garennes sich entfernten, traten Mama Richard und Roland zu gleicher

Zeit aus der Galerie. Als Roland seine Großmutter eintreten sah, blieb er stehen und wartete.

„Mein Herr, mein Herr!“ rief die arme Frau aus, welche kaum zu reden vermochte, „ich bin seine Mutter!“

Stephen Williams wandte sich um. Ein unmerkliches Zittern hatte alle seine Glieder überlaufen.

Die gute Frau ergriff seine beiden Hände.

„Die Mutter des armen Jean Richard, von welchem Sie sprachen,“ fuhr sie fort. „Verstehen Sie mich wohl: seine Mutter! — Ich habe noch ein kleines Wenig Geld. — Warten Sie, ich werde es sogleich holen.“

Weiter sagte sie nichts. Sie begab sich schwankend nach der Thür, welche in das Innere des Schlosses führte, indem sie so schnell wie möglich ging.

Stephen Williams blieb stumm und regungslos stehen, indem er der Gehenden mit seinen Augen folgte. Ehe aber die Letztere aus der Thür trat, wandte sie sich um und sagte, indem sie durch Thränen lächelte:

„Sie sind gut. — Gott vergelte Ihnen, was Sie für meinen armen Sohn Jean gethan haben! — Erwarten Sie mich! — Erwarten Sie mich!“

Als die Großmutter gegangen war, trat Roland zu Stephen Williams.

„Aus dem Grunde meines Herzens sage auch ich zu Ihnen: „Gott vergelte Ihnen, was Sie an meinem Vater gethan haben, mein Herr!“ sprach der junge Mann mit tief ergriffener Stimme. „Ich bin der Sohn von Jean Richard.“

Er öffnete seinen Jagdrock und zog aus seiner Tasche zwei Billets, jedes zu tausend Franken.

„Ich habe nur das in der Welt!“ fuhr er dann fort; „o! wenn ich reich wäre! — Aber, nehmen Sie hin, nehmen Sie Alles hin und sagen Sie ihm, daß ihn sein Sohn sehr lieb habe.“

Stephen Williams hatte anfangs einen glühenden Blick auf den schönen jungen Mann geworfen, der ein so offenes und freies Antlitz besaß. Bei Rolands ersten Worten hatte er dann seine Augen niedergeschlagen, und schien zu zögern.

„Weigern Sie sich, meinen Auftrag zu übernehmen?“ fragte Roland besorgt.

Stephen Williams nahm die beiden Billets, ohne die Augen gegen den jungen Mann zu erheben.

„Nein,“ sagte er, indem er plötzlich die leidenschaftslose Kälte seiner Züge und seiner Stimme wieder gewann, „ich weigere mich nicht, junger Mann — aber ich verlange Dienst gegen Dienst.“

Und er setzte sich an einen Tisch, während Roland antwortete:

„Mein Herr, ich stehe zu ihren Befehlen“

Stephen Williams riß ein Blatt aus seinem Tagebuche und schrieb einige flüchtige Zeilen nieder.

„Nicht weit von hier,“ sagte er dann, „in dem Gasthause zum weißen Roß befindet sich ein Mann, welcher Robinson heißt; ich wünsche, daß er dieses Billet binnen einer halben Stunde bekomme.“

„Ich werde es ihm selbst überbringen,“ sagte Roland und nahm hastig das Papier.

„Gut! — ich rechne auf Sie.“

Man hörte die unsichern Schritte der Großmutter Richard

auf dem Corridor sich nähern. Roland entfernte sich, indem er noch sagte:

„Ich werde ein Pferd besteigen und mich im Galopp nach dem weißen Roß begeben."

„Das ist Alles, was ich habe," sagte Mama Richard und zeigte schon von der Schwelle aus ihre beiden Tausend-Franken-Billets; „nehmen Sie hin, mein Herr, es ist zwar wenig, leider! sehr wenig! — Aber Sie werden ihm sagen, daß seine arme Mutter nie aufgehört hat, an ihn zu denken und bei Nacht, wie bei Tage, für ihn zu beten — und daß — wenn er noch kein Brot hat — das unglückliche Kind —"

Sie unterbrach sich; ihre Stimme wurde von ihren Thränen unterdrückt.

„Daß er wiederkehre!" fuhr sie dann fort, „daß er zurückkomme zu seiner Mutter, deren letztes Stück Brot für ihn bestimmt sein solle!"

Sie erbebte an allen Gliedern und fuhr mit ihrer Hand über die Augen.

„Ich höre sie kommen," sagte sie dann, indem sie nach einem Geräusch horchte, welches sich draußen vernehmen ließ. Ich will nicht hier bleiben. — Mein Herr, ich möchte Sie noch um Eins bitten: Geben Sie ihm, meinem Jean, einen Kuß in meinem Namen! — Ja, küssen Sie mein armes liebes Kind! — Sagen Sie, wollen Sie das thun?"

Es lag eine so rührende Besorgniß in diesen letzten Worten, daß Niemand sie hätte hören können, ohne auf das Tiefste ergriffen zu werden.

Stephen Williams antwortete mit achtungsvoller Kälte:

„Ich werde es thun, Madam."

Mutter Richard neigte sich auf seine Hand, welche sie mit Thränen benetzte und ging dann, indem sie noch sagte:

„Ich danke Ihnen."

Wie das erstere Mal, so folgte ihr auch jetzt Stephen Williams mit seinen Blicken. Als sie aber über die Schwelle getreten war, da veränderten sich plötzlich die Züge seines Angesichts, das gewöhnlich wie aus Bronze gegossen schien. Man hätte meinen sollen, einen ganz andern Menschen vor sich zu sehen.

Es lag in seinen Zügen eine tiefe und unbegränzte Rührung.

Sephen Williams warf sich in den Armstuhl, welcher neben dem Tische stand. Sein Kopf sank auf seine Brust. So blieb er lange, in tiefe Gedanken versunken, sitzen. Dann erhob er seine Augen, die von Thränen feucht waren, und blickte die vier Bankbillets an, welche vor ihm auf dem Tische lagen.

Er ergriff sie, während ein tiefer Seufzer seine Brust erhob, und drückte sie mit einer Art stürmischer Zärtlichkeit an seine Lippen.

„Würdige Herzen! würdige Herzen!" sagte er mit zitternder Stimme; „o! das ist die heilige und großartige Liebe der Familien-Bande! — Welche Goldhaufen vermöchten in der Wage so schwer zu wiegen, wie diese Scherflein des Sohnes und der Mutter!"

12. Richard-Luft.

Während Stephen Williams allein im Salon blieb, die Scherflein der Wittwe und der Waise betrachtete und sich dabei jenen sentimentalen Gedanken überließ, deren wir ihn bisher gar nicht fähig gehalten haben würden, zerstreuten sich die tausend Blumen des Richardschen Familien-Straußes über die Perrons und die Terrassen.

Sie lachten Alle, diese Richarde, und zwar aus offenem Halse; sie sprachen recht laut, gleich Leuten, welche fühlen, daß sie das Recht haben, Lärm in der Welt zu machen.

Der Amerikaner mußte gewiß in sehr tiefe Gedanken versunken sein, daß er sie nicht hörte.

Er saß da, noch immer mit derselben excentrischen Tracht bekleidet, das Kinn noch immer mit dem Apostelbart geschmückt, wie sich Herr von Garennes ausgedrückt hatte; aber die tiefe und concentrirte Aufregung hatte in einem so vollkommenen Grade den Charakter seines Antlitzes verändert, daß Herr von Gueret, der kleine Wittwer, der Besitzer des Tilbury mit gegen einander gebogenen Federn, mit gebrochener Compensations-Deichsel und nach dem System von Spindler, Mühe gehabt

haben würde, in ihm den schrecklichen Robinson wieder zu erkennen, welcher der Herr des Negers Freitag war.

„Ich kann einmal nicht anders," sagte Herr von Taillis am Fuße der Terrasse, „ich sage Alles frei heraus, wie ich es denke; ich finde, daß die Familie Garennes uns auf eine sehr kurze Art empfängt."

Frau von Jardins, Gemahlin des Herrn Richard-Jardins, welcher Mitglied verschiedener Gesellschaften war und in gerader Linie von Richard Löwenherz abstammte, biß sich in die Lippen und sagte geärgert:

„Wenn die Cousine von Garennes in unser Haus kommt, so finde ich allemal Zeit, ihr Gesellschaft zu leisten, nicht wahr, Schatz?"

Schatz war ein großes hageres Mädchen, welches ebenfalls in gerader Linie von Richard Löwenherz abstammte und eigentlich Zelia von Jardins hieß. Man bewunderte sie wegen des großen Talents auf dem Piano, welches sie schon als Kind gezeigt hatte.

Schatz antwortete mit schmollender Miene:

„Ja, klein Mütterchen."

Und ihre kindlich unschuldigen Blicke suchten unter der Menge der Richarde den jungen Richard-Sablon, welcher Substitut des Staatsanwalts der einigen und untheilbaren französischen Republik war.

„Eben habe ich die Cousine von Garennes gesehen," rief von oben herab der Sohn des Herrn Massonneau des Aeltern, welcher die Uniform der polytechnischen Schule trug. „Sie ist in der Richtung der Tangente entflohen!"

Schatz hörte auf, den Substitut zu lorgnettiren, um ihre

unschuldsvollen Blicke gegen den jungen Krieger zu richten, welche die blaue Brille des Algebristen trug. Das kleine Herz des Schatzes hatte noch keinen fest bestimmten Flug genommen.

Der große Haufe der Familie Richard wußte zwar nicht, was eine Tangente sei, fand aber dennoch den Witz allerliebst. Herr und Dame Massonneau konnten sich des Erfolges erfreuen, welcher ihrem Erben zu Theil wurde.

Herr von Luzerne, welcher der lustigste von allen Richarden war und eine Sammlung von Calembourgs veranstaltete, leitete die Unterhaltung in einer ausgelassenen Gruppe, welche aus der Tante Noton Richard-Rivière (einer Frachtfuhrwerk-Unternehmerin), Fräulein Sophie Richard-Baliveaux, dem Künstler Richard-Etang mit dem Beinamen Trockenbrot, und dem ehemaligen Advocat-Anwalt Massonneau dem Aeltern, dem Gemahl der Ex-Titine, bestand

„Meiner Treu!" sagte Luzerne, „wenn die Cousine von Garennes den Braten besorgt, so ist Alles recht gut! — Das erinnert mich an einen Witz, welche Hortense im Theater der Variétés machte —"

„Der hat immer nur mit Komödiantinnen zu thun!" unterbrach den Sprechenden Sophie von Baliveaux, indem sie ihre spitzen Schultern emporzog.

„Und mit Komödianten auch," berichtigte Luzerne. „Kennen Sie den Witz, welchen Grassot auf der Londoner Ausstellung in meiner Gegenwart zum Besten gab?"

„Lieber wäre es mir, zu essen, als den Witz von Grassot zu hören," sagte Tante Noton dem Künstler in das Ohr, und dieser war derselben Meinung.

Tante Noton war eine gute dicke Frau, die sich in glück-

lichen Umständen befand und gar nicht anspruchsvoll war. Man beschuldigte sie, etliche Gläschen Kümmel während ihrer Mahlzeiten zu trinken.

„Sie wissen: Des Besens Nächster ist der Besenstiel!“ sagte Luzerne. „Man hat diesen Witz in den Anekdotenjäger aufgenommen, und doch war ich es, der ihn zuerst in dem kleinen Hinterstübchen bei Douix vorbrachte. Fanny, Flora, der arme Alcide und ich waren eben beisammen. Der arme Alcide wiederholte ihn im Foyer des Palais-Royal und gewann außerordentlichen Erfolg damit, und doch war ich der Erste, welcher ihn erfunden hatte.“

„Mein Gott,“ sagte weiter hin Frau von Jardins, deren Strümpfe einen Stich ins Blaue hatten, „sprechen wir nicht weiter von diesen cultivirten Gefilden! Die Besitzung der Frau von Garennes kann vielleicht sehr schön sein, aber ich würde alle Landschaften von Beauce, von Touraine und Anjou für die geringste Alpen-Landschaft geben Und Du, Schatz?“

„Ich auch, klein Mütterchen,“ antwortete Schatz, „ich bete die Alpen-Landschaften an.“

„Das liebe Kind!“ rief Frau von Jardins aus; „seine Phantasie hat sich seit zwei Monaten bedeutend entwickelt. Ich habe ihm daher auch einen andern Lehrer der Literatur gegeben. — Diejenigen von unsern Freunden, welche ein Urtheil von der Sache haben, entdecken in ihr den Keim zu großen Geistesgaben!“

„Positiv! positiv!“ sagte näher herantretend der Abkömmling von weiland Richard Löwenherz, der glückliche Vater des Schatz.

Schatz fragte sich in der Unschuld ihres Herzens, ob sie

lieber den Substitut in seinem schwarzen Rocke, mit seiner spitzen Nase und seinen magern Beinen heirathen solle, oder den Eleven der polytechnischen Schule mit seinem Schnürleibchen und der blauen Brille.

Die Wahrheit zu gestehen, so fand sie beide junge Männer gleich reizend.

„Mein Frau hat mir gesagt," bemerkte in diesem Augenblick Massonneau der Aeltere, der ein einfacher und ungekünstelter Greis war, „ihr Vetter Hektor hätte ihr gesagt, wir würden dieses Jahr im Monat Juli zwei Mal Vollmond haben."

„Ach! Navel hat bereits einen Witz darüber gemacht!" rief Herr Richard-Luzerne.

„Aber ich bitte Sie," fuhr die Mutter des Schatz fort, „können Sie glauben, daß diese cultivirten Gefilde auch nur den geringsten Eindruck auf das Herz machen?"

„Ach! klein Mütterchen, sie machen nicht den geringsten Eindruck auf das Herz!" seufzte Fräulein Zelia von Jardins, während ihr Vater seine Hand unter seinen blauen Rock schob und bekräftigte:

„Was das betrifft, positiv! positiv — nicht den geringsten! — Nicht ein Schatten von Charakter!"

„Du bist also kein Freund des Getreides?" fragte Herr von Luzerne mit lauter und weithin verständlicher Stimme.

Man konnte sich schon denken, daß er einen Calembourg zum Besten geben wollte.

„Bist also," fuhr er dann fort, indem er sich bemühete, kostbare Worte zu wählen, „bist kein Freund der schönen Felder, der blühenden Wiesen — bist also auch kein Freund von Luzerne?"

Ein Witz war heraus, allein damit war die Sache noch nicht zu Ende. Man näherte sich ihm von allen Seiten, um kein Wort zu verlieren.

„Weißt Du, was ich daraus folgere?" fragte der durch seine Bonmots berühmte Richard.

„Spaßvogel!" sagte Herr von Jardins, der ein Epigramm befürchtete; „ich merke schon, daß Du etwas recht Drolliges sagen wirst."

„O, deß bin ich schon fähig!" rief Luzerne aus, indem er rund um sich einen triumphirenden Blick warf; „ich folgere daraus, daß Du ein Freund der Heiden bist."

„Allerliebst!" rief Herr von Jardins entzückt aus; „positiv! positiv!"

Madam Augusta Massonneau die Aeltere hielt es für ihre Pflicht, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Ihr schwachköpfiger Mann folgte schnell ihrem Beispiele und hielt sich den Bauch, worauf die Mehrzahl der Familie Richard, die Tante Noton und Sophie von Baliveaux mit einbegriffen, dem gegebenen Anstoße folgten und sich einer ausgelassenen Heiterkeit überließen.

„Ach!" protestirte indeß Frau von Jardins, „diese Art von Geist ist jedoch durchaus nicht nach unserm Geschmack, nicht wahr, Schatz? — Wir ziehen einen sentimentalen und rührenden Gedanken vor."

„Es ist so schön, Thränen der Rührung zu vergießen, klein Mütterchen!" seufzte die Unschuldige.

Herr Richard-Luzerne stand indeß stolz und mit entblößtem Haupte da, indem er die Glückwünsche seiner Anhänger hinnahm, wie ein Redner, welcher von der Bühne steigt.

Man vernahm die scharf tönende Stimme des Herrn Gueret, welcher vor der Façade des Schlosses selbst stand und sich laut machte.

„Er ist hierher gekommen," sagte er, „und zwar in der Kutsche des Vetters von Garennes."

„Geh!" antwortete die plumpe Stimme des Herrn von Taillis, „Du willst stets Alles wissen!"

„Es ist Thatsache," bemerkte Massonneau der Aeltere, „daß meine Frau mir gesagt hat, man hätte ihr gesagt —"

„Was zum Teufel!" unterbrach den Sprechenden der kleine Wittwer mit den gelben Haaren, „ich weiß die Neuigkeit von Garennes selbst! — Es ist unser Mann aus dem Gasthause zum weißen Roß, ein Amerikaner, wie ich glaube. Er hat fünftehalbprocentige Renten für eine Million fünfhundert Tausend Franken gekauft."

„Für eine Million sechs Mal hunderttausend Franken!" berichtigte Trockenbrot, der mit ungezwungener Miene vortrat.

„Gekauft, das mag sein," versetzte der stets ungläubige Richard-Taillis; „aber auch bezahlt?"

„Baar bezahlt!" versicherte Gueret.

„Das sage Andern!"

„Meine Herren!" rief Trockenbrot, welcher zu einem Fenster des Salons hinein geschaut hatte, „Sie können sich selbst überzeugen, denn er ist da drinnen!"

Ein halbes Dutzend Richarde eilte sogleich nach dem Fenster. Der größere Theil von ihnen war schon einigermaßen mit der sonderbaren Geschichte bekannt, welche bei dem Frühstück der Richarde vorgefallen war.

„Alles schön! kleiner Wittwer!" sagte der Künstler lachend;

„allein gehe nicht zu nahe — er beißt! — es könnte ihm vielleicht die Lust ankommen, Dir noch eine kleine Züchtigung zu ertheilen."

Richard-Gueret, der bereits seine Hand an die Thür gelegt hatte, wandte sich entrüstet um und maß Trockenbrot vom Kopf bis zu den Füßen.

„Du sprichst mit großer Bestimmtheit für einen Mann Deiner Art!" sagte er strenge.

„Das ist auch wahr!" rief Taillis aus. „Bist Du etwa seit heute Morgen ein reicher Mann geworden? Sapperment, Du hast unser Beefsteak und unsere Omelette noch nicht verdaut!"

Der Künstler fuhr fort, mit Unverschämtheit zu lächeln, obschon die Woge der Richarde um ihn wuchs.

„Ich," nahm Taillis wieder das Wort, „ich habe meine schönen fünf und dreißigtausend Franken jährlicher Einkünfte von liegenden Gründen, auf welche, Gott sei Dank! kein Pfennig Schulden eingetragen ist, aber kaum wage ich so keck und kühn zu sprechen, wie Du, jämmlicher Künstler! — Du besitzest zu viel Charakter."

„Ich würde mich auf der Stelle durch einen Kernwitz aus dieser Lage reißen," dachte Luzerne.

Trockenbrot nahm eine unschuldige Miene an.

„Da ist der ehrbare Massonneau der Aeltere," sagte er, indem er das Kinn des ehemaligen Advocat-Anwalt strich, „der ist reich, wie ein Brunnen und besitzt dennoch nicht für sechs Dreier Charakter."

Massonneau erröthete wie ein junges Mädchen und stammelte:

„Meine Frau hat mir gesagt —"

„— die Leute hätten ihr gesagt —" fügte Trockenbrot hinzu.

„— daß die Leute sagten —" fuhr der gute Mann auf die unschuldigste Weise von der Welt fort.

Alle Richarde lachten laut auf, mit Ausnahme der Madam Augusta, welche dem Künstler ihre Faust zeigte, und ihn einen alten Affen nannte, wie sie aus jenen guten alten Zeiten her gewohnt war, da sie noch mit Aepfeln handelte.

Trockenbrot antwortete nichts, weil er eine zu große Achtung vor dem Eleven der polytechnischen Schule hatte, aber er rächte sich dafür an seinen beiden Amphitryons von heute Morgen.

„Wenn Ihr Millionaire wäret, wie Jardins, wie Luzerne, wie Garennes," sagte er, wohl wissend, daß er sich alle die zu Freunden mache, welche er nannte; — „wenn Ihr die Uniform trüget, wie der kleine Vetter Massonneau, oder das Amtskleid, wie unser junge Vetter Sablens — wenn Ihr endlich mit so vielen Andern, die ich hier sehe, zu vergleichen wäret, so würde ich Euern Stolz und Hochmuth vielleicht begreifen, Ihr Herren von Gueret und von Taillis —"

Durch diese Kriegslist hatte der boshafte Künstler die ganze Familie auf seine Seite gebracht.

„— aber so kleine Leute, wie Ihr seid —" fuhr er dann im Tone höchster Verachtung fort.

„Was soll das bedeuten?" riefen die gelben Haare und der Viehzüchter zu gleicher Zeit aus.

Der Künstler drapirte sich theatralisch in seinen alten Paletot; er überflog mit seinen Augen die Gesellschaft und sah, daß es ihm nicht an Unterstützung fehle.

„Wittwer," fuhr er dann fort, indem er auf Gueret zuschritt, der aber schnell zurückwich, „wenn Du Lärm machst, so werde ich dem Amerikaner sagen, daß er Dich auffressen soll!"

Man vernahm abermals das schallende Gelächter der Richard-Sammlung.

Trockenbrot legte seine Hand auf die Klinke der in den Salon führenden Thür.

„Ihr wißt," wandte er sich dann mit leiserer Stimme an die Menge, „daß er sich jetzt Stephen Williams nennt und nicht mehr Robinson?"

„Ich habe nicht ein Wort von dieser ganzen Geschichte verstanden!" sagte Frau von Jardins.

„Er ist bei alle dem ein famos schöner Mann!" bemerkte Madame Augusta, indem sie durch das Fenster in den Salon blickte.

Besonders der weibliche Theil der Gesellschaft betrachtete mit einer lüsternen Neugierde den romanhaften Fremden. Schatz, welche ihr klein Mütterchen bei dem Kleide hielt, fand, daß er wie ein Fra Diavolo, wie Zampa oder Robert der Teufel aussehe.

Die männlichen Stimmen wiederholten dagegen auf allen Seiten die imponirende Zahl: Eine Million sechs Mal hunderttausend.

Nur Taillis und Gueret, welche bei ihrer übeln Laune blieben, dachten, daß bei der Geschichte irgend eine Fickfackerei zu Grunde liege.

„Was hat er denn in der Hand?" fragte Zelia von Jardins.

„Irre ich nicht, so sind es Bankbillets," antwortete der Substitut.

„Positiv! positiv! Bankbillets!" bestätigte der Vater des Schatz „Der Bursche ist von Gold zusammengesetzt!"

„Und sehen Sie, wie wehmüthig er aussieht," fügte Frau von Jardins hinzu; „man sieht, daß das Geld nicht glücklich macht!"

Stephen Williams, welcher der Gegenstand dieser ganzen Aufmerksamkeit war, sagte kein Wort und hörte kein Wort. Er ahnte gar nicht, daß die Familie Richard dastehe und ihn betrachte, wie das Publicum sich vor die Käfige der wilden Thiere stellt, um dieselben anzustaunen.

„Wie wäre es, wenn wir einträten?" fragte der naive Massonneau; „meine Frau hat mir gesagt, ich sollte suchen, seine Bekanntschaft zu machen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu fände."

„Mein Vetter," rief der stets unerschrockene Trockenbrot, „kommen Sie mit mir, ich werde Sie vorstellen."

Er drehte den Griff des Schlosses und hielt seinen Eintritt, indem er den vormaligen Anwalt bei der Hand führte.

Gueret und Taillis folgten ihm unmittelbar nach; die andern Richarde zogen in langer Reihe hinterdrein, und bald war der Salon gefüllt.

Stephen Williams blieb indeß taub und stumm: er hatte ohne Zweifel einen Anfall der amerikanischen Manie. Wir haben bereits gesehen, daß man sich seit der Ankunft der Richarde im Schlosse ungeheuer viel mit dem Fremden beschäftigt hatte, mochte er nun Robinson oder Stephen Williams heißen. Die Angelegenheiten des Herrn von Garennes hatten stets einen ge-

wissen geheimnißvollen Anschein gehabt; man rächte sich wegen der Ehrerbietung, welche man ungern genug seinem anscheinenden Reichthum bewilligte, indem man ihn von hinten bis auf das Blut biß. Der böse Neid hat sein Ahnungsvermögen, wie der Haß und wie die Liebe. Man ahnte, daß dieser Stephen Williams recht wohl ein Unheil bringender Komet sein könne, welcher die Bestimmung habe, das Gestirn der Familie Garennes in dem Himmel der Emporkömmlinge zum Erlöschen zu bringen.

Die Klatschereien und Zuflüsterungen hatten freien Lauf gehabt; der Wechselagent Gayet war auf dem Haltpunkte der Eisenbahn von irgend einem Richard gesehen, und dieser Richard hatte die Geschicklichkeit besessen, auch auf dieser Wahrnehmung ein Kartenschloß der Vermuthung zu erbauen. Irgend ein anderer Richard zweiten oder dritten Ranges war gerade bei Morin, im Gasthause zum weißen Roß, gewesen, als Herr von Garennes mit großer Eile den räthselhaften Fremden abholte.

So ist es auch gewiß, daß Einer oder der Andere den Ausdruck amerikanische Manie im Vorübergehen aufgegriffen hatte. Und jetzt circulirte dieser Ausdruck unter allen Richarden, ohne daß einer derselben einen bestimmten Begriff mit demselben zu verbinden vermochte. Allein gerade solche Ausdrucksweisen machen ein vorzügliches Glück.

Wenn wir sagten: ohne daß Einer derselben 2c. so haben wir damit freilich einen Irrthum begangen, denn Gueret, der kleine Wittwer, meinte, daß man unter amerikanischer Manie die ungebändigte Sucht, den Rock abzuziehen und den ersten Westen in den Gastzimmern niederzuboxen, verstehe.

Als die Richarde in jenen Salon einzogen, in welchem der

Fremde sich ganz allein befand, wurden sie von mehren verschiedenartigen Gefühlen gepeinigt. Da machte sich zunächst eine gewaltige Neugierde geltend, verbunden mit einer Art religiöser Hochachtung, welche durch das Disconto von sechszehnhundert Tausend Franken eingeflößt wurde. Allein es war auch der Wunsch vorhanden, die eigene Wichtigkeit geltend zu machen, und das um so mehr, als die eigene Wichtigkeit bei jedem einzelnen Mitgliede der Familie zu einer fixen Idee geworden war.

Man zögerte noch, einen Schritt vorwärts zu gehen, obgleich man vor Verlangen brannte, im Galopp vorzurücken.

Um das Eis zu brechen, bedurfte es des Künstlers, dieses muthwilligen Schelms in grauen Haaren, der gar keine Vorurtheile hatte.

„Mein Herr," sagte er ziemlich neckisch, „hier stelle ich Ihnen den Vetter Massonneau den Aeltern vor."

Stephen Williams sprang plötzlich von dem Stuhle empor. Er schien aus einem Traume zu erwachen.

„Hm!" machte er und blickte um sich nach allen Seiten „was ist denn das?"

Die Familie Jardins, der Substitut, die Tante Noton und Sophie von Baliveaux stimmten in der Ansicht überein, daß der Fremde ein Wenig geistesverwirrt aussehe. Trockenbrot und der vormalige Advocat-Anwalt waren instinktmäßig vor dem stechenden Blicke dieses Stephen Williams zurückgewichen, und durch dieses Zurückweichen waren die Herren von Gueret und Taillis, welche absichtlich in den Hintergrund getreten waren, demaskirt.

„Ach! ach!" rief der Amerikaner aus und begann zu lächeln,

„das sind meiner Treu! meine alten Bekannten aus dem weißen Roß!"

Dieses Lächeln brachte in dem Salon die Wirkung eines Sonnenstrahls hervor. Die Züge Aller erheiterten sich.

„Klein Mütterchen," flüsterte Schatz, „gefällt Dir sein Bart?"

„Er ist gut gelaunt!" sagte Richard-Taillis zu Richard-Gueret.

Trockenbrot fühlte jetzt einen Muth, welcher alle Gränzen überstieg.

„Ist Ihnen Alles nach Wünschen ergangen seit heute Morgen?" fragte er in einem vertrauten Tone. „Ich wünschte Ihnen hier —"

„Aber in demselben Augenblicke, in welchem er Massonneau noch weiter vorschob, wurde er von Stephen Williams unterbrochen, der auf des Künstlers Frage antwortete:

„Ich danke Ihnen! ich danke Ihnen! — Aber ich wünsche ungestört zu bleiben!"

Er wandte sich ab, und Massonneau der Aeltere machte eine tiefe Verbeugung hinter seinem Rücken.

„Keineswegs!" antwortete jetzt Gueret auf die Bemerkung seines Vetters Taillis. „Er ist schlecht gelaunt!"

Trockenbrot hatte seine Schuldigkeit gethan und drehte sich auf seinem Absatze um. Er überließ es dem Vetter Massonneau, sich so gut wie möglich aus seiner unangenehmen Lage zu ziehen. Zum Unglück für den ehemaligen Advocat-Anwalt plauderte seine Frau, die ihn sonst gewöhnlich aus der Klemme zog, in diesem Augenblicke mit Herrn von Luzerne, einem heitern Manne, der aber sehr leichte Sitten besaß.

Massonneau rührte sich nicht von seiner Stelle; seine breiten Füße schienen an den Fußboden festgenagelt; er blieb ruhig stehen, während ein unschuldiges Lächeln über seine Züge schwebte und seine Augen sich fest auf den Rücken des Mannes hefteten, dessen Bekanntschaft er auf Befehl seiner Frau zu machen wünschte.

Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr der Fremde durch sein grobes und unhöfliches Benehmen in der Meinung der Familie Richard mit einem Male gehoben wurde. Auch die Sackträger zeigen sich oft genug grob, obschon sie keine Millionaire sind; aber ein Mann, welcher für sechshundert Tausend Franken Renten kauft und dabei noch gröber ist, als ein Sackträger, der muß nach genauer Berechnung wenigstens ein funfzehn- bis zwanzigfacher Millionair sein.

Eine gewisse Beengung trat in dem Salon ein. Die Richarde fühlten sich unbehaglich, und es war offenbar, daß dieser Mann ihnen imponirte. Jeder suchte seiner besondern Natur gemäß eine Haltung zu gewinnen. Die Herren Gueret, Taillis und Trockenbrot näherten sich einander in diesem feierlichen Augenblick und stellten sich, als sprächen sie höchst vernünftig mit einander. Jardins bot dem Substitut eine Partie Piquet an, und der Letztere erzählte, ohne einen Grund zu haben, von einer Audienz, welche er neulich bei dem Siegelbewahrer gehabt habe. Luzerne war trostlos, daß er schon draußen seine schönsten Witze verbraucht habe und zerbrach sich den Kopf, um neue zu finden.

„Meine Tante," sagte der Eleve der polytechnischen Schule, indem er der Tante Noton einen Stuhl reichte, „ich will nicht, daß Sie sich länger in dieser senkrechten Position abmatten."

Schatz schlüpfte mit der Behendigkeit einer Eidechse nach dem Piano, welches man unglücklicher Weise offen gelassen hatte.

Kurz, Alle waren überreizt, Alle plauderten und geberdeten sich außerordentlich lebhaft, und zwar nicht um ihretwillen, noch auch um der Nachbarn willen, sondern um des Fremden willen, in dessen Augen man glänzen wollte, obschon derselbe nichts hörte und nichts sah.

In solchen wichtigen Augenblicken hat oft das blinde Geschick die ersten Rollen für die Demüthigsten aufbewahrt. Es war Massonneau dem Aeltern bestimmt, die Situation zu ändern. Der wackere Mann, welcher steif dastand, wie eine Maie inmitten eines ländlichen Tanzplatzes, würde bis an das Ende der Welt in seiner Stellung verharrt haben, hätte nicht ein kurzer trockner Husten, ein ihm wohlbekanntes Signal, ihn veranlaßt, seine erloschenen und ausdruckslosen Augen nach seiner Frau zu wenden.

Madame Augusta gab ihm ein Zeichen, in die Reihen seiner Vettern zurückzutreten.

Sei es nun, daß Massonneau der Aeltere das Zeichen nicht ordentlich sehen konnte, weil sein Hemdkragen steif bis über die Ohren hinaus reichte, sei es, daß der vormalige Rechtsanwalt den Wink falsch verstanden hatte und für eine Aufforderung zum Angriff hielt: kurz, er trat einen Schritt vor, legte seine Hand auf die Schulter des furchtbaren Fremden und fragte denselben:

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?"

Stephen Williams wandte sich abermals um. Allein dieses Mal führte er den armen Massonneau den Aeltern nicht ab,

wie vorhin. Der Anblick dieser friedlichen und unschuldigen Züge hatte ihn mit einem Male entwaffnet.

„Warum nicht?" entgegnete er „Ich werde dadurch mindestens meine finstern Gedanken zerstreuen."

Ein aufmerksamer Lauscher hätte rund um in dem Salon wenigstens zwanzig Stimmen hören können, welche zischelten:

„Er hat finstere Gedanken!"

Eine Person, welche in diesem Augenblicke wahrhaft stolz war und auch ein Recht hatte, solches zu sein, das war Madame Massonneau die Aeltere. Ihr Mann, welcher im natürlichen Zustande der Dinge der Letzte der Familie war, hatte sich jetzt mit einem Male an die Spitze derselben gestellt.

Massonneau leckte mit der Zunge über seine Lippen und rieb sich freudig-verlegen die Hände, während der endlich erwachte Stephen Williams die Gesellschaft überblickte. Vorher hatte man ihn durch die Fensterscheiben gleich einem seltenen fremden Thiere betrachtet, und dafür war jetzt an ihm die Reihe, die Menagerie Richard zu betrachten, welche auf dem Erdenrunde ihres Gleichen nicht hatte.

Er kannte bisher nur den Künstler, den Gelbhaar und den Viehzüchter; mit der wahrhaften Freude eines Liebhabers seltener Pflanzen ließ er nun seine Blicke über den Rest des Stammes schweifen und bewunderte sie Alle, von der rothen, runden, kurzen Tante Noton an, bis zu der Sophie von Boliveaux, dieser gelben, hochbeinigen Person, welche ihr Nußknacker-Gesicht mit einem Walde von künstlichen Blumen umschattet hatte.

Er würdigte Herrn von Jardins, der den edlen Vater auf jeder Bühne hätte spielen können; seine Stirn war schmal, seine Ohren lang, seine Brust breit und so von dem Bewußtsein der

eigenen Wichtigkeit in der weißen Weste aufgebläht, daß man sich geneigt fühlte dieses Bewußtsein zu verzeihen; dann Frau von Jardins, eine würdige Frau, welche sich mit ihrer Mutterliebe und ihrer Begeisterung für erhabene Dinge breit machte, ein bürgerlicher Blaustrumpf, welcher einst in einfacher, aufrichtiger und edler Weise ich weiß nicht mehr in welchem Salon, dessen Spott sie aber bis zu jener Zeit geblieben war, gesagt hatte: „Es ist gewiß schmeichelhaft, einen König von England unter seinen Ahnen zu zählen, aber lieber wollte ich doch von Voltaire oder von Rousseau abstammen."

Sie stammte von einem braven Manne ab, welcher mit Tuchresten unter den Pfeilern der Halle handelte, aber nicht einmal lesen konnte.

Zwischen dem so merkwürdigen Vater und der gleich bemerkenswerthen Mutter erblickte der Fremde den Schatz. Ist es nicht endlich nöthig, auch von dieser liebenswürdigen Person ein Bild zu entwerfen? Der Amerikaner fand, daß sie einer jener Puppen gleiche, welche an dem Weihnachtsfeste nicht verkauft wurden und nun das ganze folgende Jahr im Laden hängen bleiben: große unbewegliche und leuchtende Augen, wie mit einem Pinsel gezogene Augenbrauen, kleine Nase, schweigsam, etwas verschossene Farbe.

Aber sie liebte die Alpenlandschaften so sehr und wußte so schön zu sagen: „Klein Mütterchen!"

Positiv! es war ein vollendetes junges Mädchen.

Stephen Williams vernachlässigte auch die prachtvolle Augusta nicht, deren kräftiger Körperbau mit noch zunehmender Fülle drohte, und die den wackern Massonneau den Aeltern unter ihrem Joche erhielt. Augusta war gerade keine böse Frau;

sie sah gern schöne Männer, vernachlässigte die Orthographie in ihren Briefen und bildete beim Sprechen gefährliche Satz-Perioden, wenn sie Wirkung hervorzubringen beabsichtigte.

Aber Luzerne! Ach! der spaßhafte Bursche! Welcher niedliche kleine Bauch, auf welchem die Brelocques so hübsch tanzten! was für ein Kopf voll Witze und Stichworte! O, Luzerne! Luzerne! Du erleuchteter Mäcen aller Komiker in der Hauptstadt, Liebhaber aller Dejazet des letzten Ranges, ein prächtiger runder Bursche, ein Fleisch gewordenes Lied von Caveau. **Vivat** der Champagner und die Liebe!

Dann der junge Massonneau in seiner Eleven-Uniform und mit der blauen Brille auf der Nase, sicherlich eine der künftigen Berühmtheiten von Frankreich; dann Sablon, sein Nebenbuhler in des Schatzes kindlich unschuldigen Träumen; dann — und dann — ach! dann noch so viele Richarde, so viele andere Richarde, Papa's und Mama's, Jünglinge und Jungfrauen, alle hübsch, alle vom feinsten Gepräge, alle echte Richarde!

---

13. Amerikanische Manie.

Stephen Williams war erstaunt.

„Wovon wollen wir denn mit einander plaudern?“ fragte er, indem er seine von so viel Verwunderung ermüdeten Blicke auf den glücklichen Zügen des ältern Massonneau ausruhen ließ.

„Meine Frau —“ begann dieser.

Aber Trockenbrot hatte bemerkt, daß der Zutritt jetzt offen stehe, daher war er schon im Bunde der Dritte.

„Ach!“ rief er aus, „Sie haben also finstere Gedanken, Herr Stephen Williams?“

„So finster, wie eine Nacht ohne Mondschein,“ antwortete der Amerikaner.

„Das ist wohl die amerikanische Manie?“ fragte Taillis, der nun ebenfalls vortrat.

Stephen Williams wandte sich gegen ihn.

„Sie haben schon davon sprechen gehört?“ fragte er, indem er seine Brauen zusammenzog.

Die ganze Familie Richard hatte bereits die Füße erhoben, um ebenfalls näher zu treten, allein sie wurde plötzlich durch die zusammengezogenen Brauen wieder zum Stillstand gebracht,

wie der Olymp des Virgil, wenn Jupiter den Finger erhebt. Herr von Taillis bekam seinen hallenden und tiefen Husten.

„Nun ja," entgegnete Stephen Williams, dessen auftauchender Zorn sich in Wehmuth umwandelte, und indem er mit seiner Hand über seine Stirn hinwegfuhr; „es ist die amerikanische Manie."

Es entstand ein Gemurmel, und ein Kreis bildete sich um den Fremden. Die allgemeine Neugierde hatte ihren Höhenpunkt erreicht.

„Klein Mütterchen," fragte Schatz, „willst Du mir nicht sagen, was das ist: die amerikanische Manie?"

Jeder von den Anwesenden hätte gern dieselbe Frage an den Fremden selbst gerichtet. Aber keiner wagte diesen Schritt.

Da war es abermals Massonneau, welcher den größten Muth zeigte.

„Ach! der Teufel! — ach! daß Du die Pest kriegst!" rief er aus. „Sie haben also diese Manie? — Davon hat mir meine Frau nie ein Sterbenswörtchen gesagt. — Es würde mir sehr angenehm sein, wenn ich erfahren könnte, worin die amerikanische Manie besteht."

„Gott behüte Sie, daß Sie dieselbe nie aus Erfahrung kennen lernen!" antwortete Stephen Williams mit finsterer Miene.

Da wurden alle Ohren gespitzt; man konnte sehen, wie die wichtigen Richarde, wie selbst die Jardins und die Luzerne horchten und aufpaßten, wie die gewöhnlichen Richarde, die in allen Büschen hocken.

„Meine Herren," fuhr der Amerikaner fort, „Sie wünschen zu wissen, welche sonderbare Krankheit mit dem Namen der

amerikanischen Manie bezeichnet wird. — Es ist das ganz einfach der transatlantische Spleen, welcher so himmelweit von dem englischen Spleen unterschieden ist, wie der unbegränzte Ocean von dem schmalen Aermelmeer. — Es ist das große Fieber der Vernichtung," fügte er dann hinzu, indem er seine wilden Blicke über seine Umgebung schweifen ließ, die bereits zitterte; „es ist das Würgen des Todes. — Es ist die Leidenschaft des Selbstmordes!"

Die männlichen Richarde blickten sich unter einander an; die Damen Richard wurden von jenem Schauder befallen, welcher nicht ohne Reiz ist, und den man im Theater theuer bezahlt.

Betrachtete man diesen Fremden mit der bleichen Stirn und dem langen, seidenen Barte genauer, so fand man, daß er in der That einen unheimlichen Ausdruck hatte.

„Bekommt man denn diese Krankheit durch Ansteckung?" fragte Massonneau der Aeltere

Herr von Taillis und Herr von Gueret schulterten sich; ihre Bekanntschaft mit dem Fremden datirte bereits seit einigen Stunden, und dieser Umstand gab ihnen besondere Vorrechte.

„Alles mißfällt mir," versetzte Stephen Williams, indem er den Ton änderte und jenen freimüthigen Ausdruck annahm, welcher in dem Munde der Verzweifelnden so wehe thut; „ich finde an Nichts Geschmack: das ist meine Krankheit. — Ich liebe weder, noch hasse ich; die Arbeit ermüdet mich, die Freude mattet mich ab. — Ich habe Alles versucht: der Champagner erscheint mir bitter, die Männer langweilig, die Frauen häßlich —"

„Ach!" unterbrach ihn Massonneau der Aeltere, „wenn Sie meine Frau kennen lernten!"

Die prachtvolle Augusta gebot ihm Schweigen, aber nur lächelnd.

„Ich würde mich schon lange, meine Herren," fuhr Stephen Williams abermals fort, „schon lange diesem unerträglichen Märtyrthum entzogen haben, — denn es ist ja dazu nichts weiter nöthig, als daß man sich eine Kugel durch den Kopf jagt, — fände nicht ein Hinderniß statt, welches mich stets zurückgehalten hat."

Trockenbrot hatte seit zehn Minuten nicht gesprochen.

„Was ist das für ein Hinderniß?" fragte er.

Stephen Williams wartete einige Secunden, bevor er antwortete. Dann sprach er mit nachdrucksvoller Langsamkeit:

„Ich bin reich und habe keinen Erben."

Die Richard glaubten ihn nicht recht verstanden zu haben.

„Wunderbar!" rief Herr von Jardins aus; „positiv! positiv!"

Taillis, Gueret und der Künstler sagten zu ihren Nachbarn:

„Seit heute Morgen haben wir bereits bemerkt, daß es in seinem Kopfe nicht richtig sei!"

Stephen Williams richtete sich mit einem Male wieder empor.

„Sie sind in Staunen gesetzt!" sagte er mit einem fremdartigen Ausdruck der Stimme; „Ihrer Meinung nach, würde es schwerer werden, mit dem Leben abzuschließen, wenn man eine geliebte Person um sich hat, — eine Frau, einen Sohn, eine Schwester oder sonst einen nahen Verwandten. — Allein, wir

Amerikaner sind ganz andere Menschen, als Sie hier in Europa. — Fände ich heute einen Erben, und wäre es ein entfernter Verwandter oder sonst Jemand, so würde ich morgen erlöst sein."

Seine Augen durchliefen den Kreis der Richarde mit einer fieberhaften Aufregung.

Suchte er einen Erben?

Diese, für den ersten Augenblick unwahrscheinliche Idee schmeichelte sich bald dem Geiste der Richarde ein, welche verschlossene und unruhige Blicke gegenseitig auf einander richteten.

Gerade wie an jenem Tage, an welchem sich eben diese Richarde dem eröffneten Nachlaß des alten Buchhändlers gegenüber gesehen hatten!

Es giebt ganz außerordentliche Dinge, welche sich aber auf die natürlichste Weise unter die flachsten Alltäglichkeiten mengen. In jedem Alter ist ein Richard, mag er übrigens auch ein Freigeist sein, fähig, an Wunder, an Feereien, an das Unmögliche zu glauben, wenn es sich um eine Erbschaft handelt.

Dieser gute Mann suchte einen Erben; er selbst gestand und versicherte das: es war demnach eine Thatsache, die nicht abzuleugnen stand. Trahit sua quemque voluptas, hat Virgil gesagt; warum sollte es nicht auch Amerikaner geben, die in der Welt umher reisen, um einen Legat-Erben zu suchen?

Nach drei Minuten überredeten sich selbst die vernünftigsten Richarde, daß die Sache eine sehr einfache sei.

Und ein reizendes Lächeln erheiterte plötzlich die Züge Aller; die Damen und die Fräulein trugen die größte Liebenswürdigkeit der Extra-Tage zur Schau; die Herren nahmen ebenfalls

ihre Vortheile wahr: es handelte sich um einen ernstlichen Kampf.

„Nun!“ sagte Massonneau der Aeltere, indem er zuerst seinen breiten Fuß in die dargebotene Schüssel setzte; „ich werde Ihnen einen Erben verschaffen, wenn Sie einen solchen suchen.“

Stephen Williams stieß einen tiefen Seufzer aus und erhob die Augen gen Himmel.

„Unser lieber Vetter weiß nicht,“ sagte der kleine Wittwer in verächtlichem Tone, „daß zwischen Erben und Erben ein großer Unterschied ist.“

„Wenn man einen guten Erben haben will —“ fügte Taillis hinzu, indem er seinen Strohbaß so sanft wie möglich ertönen ließ.

„Einen Erben, wie er sein soll —“ versetzte Jardins mit kluger Miene.

Luzerne brachte sein Wort an und der Substitut auch; nur Tante Roton und Sophie von Baliveaux blieben stumm.

„Kurz,“ rief Trockenbrot, indem er Stephen Williams zublinzte, „einen vollkommenen Erben, nicht wahr? Dieser glückliche Phönix würde noch zu suchen sein“

„Desto besser,“ versetzte der Amerikaner wieder und zeigte dabei eine Heiterkeit, die recht gut fähig war, die letzten Zweifel zu verbannen, „desto besser, daß ich mir gewisse Bedingungen gestellt habe. — Meine Narrheit, wenn es nämlich eine Narrheit ist, obschon es mir nicht einfällt, das Gegentheil zu behaupten, meine Narrheit macht ihre Folgerungen, wie die strengste Logik. — Ich will nicht den ersten besten Erben.“

„Das begreift sich!“ riefen die Richarde und Richardinnen im Chor.

„Ich will einen gesetzten Erben," fuhr der Amerikaner fort, „einen Erben, der nicht gerade, zu dem großen Haufen gehört — einen Erben, der ohnedies schon sein anständiges Auskommen hat, damit es mir nicht vorkomme, als werde ihm sein Eifer durch eine gemeine Habsucht dictirt."

„Sapperment! da haben Sie Recht," rief Taillis feurig aus.

Und alle Anwesenden wiederholten:

„Sie haben vollkommen Recht."

Jeder Richard prüfte sich dabei auf eine gewissenhafte Weise, und jeder Richard gestand sich, daß er der Mann sein würde, welcher sich für den Zweck des Amerikaners vorzugsweise eignete.

Während so Alle dastanden und auf Mittel dachten, um ihre eigene Ueberzeugung auch dem Herzen des Amerikaners aufzudrängen, ließ sich Herr Massonneau der Aeltere ohne Umstände an der Seite des Herrn Stephen Williams nieder, nachdem er zuvor durch einen fragenden Blick die Erlaubniß seiner Frau dazu eingeholt hatte. Er deckte den Amerikaner gewissermaßen mit seinem Körper, um ihn ganz allein zu haben, und erzählte dann:

„Ich heiße Aristide Auguste Achille Massonneau der Aeltere, habe also drei Vornamen, welche mit A anfangen. — Meine Frau heißt Augusta, hat also einen Vornamen, der mit A anfängt und mit A endet. — Finden Sie das nicht merkwürdig?"

„Sehr merkwürdig," antwortete Stephen Williams.

„Was erzählt denn der gute Mann da?" brummte Luzerne und fand in seinem Aerger nicht einmal einen Calembourg.

„Er schmiedet Ränke," sagte Gueret.

„Sapperment! das ist widerwärtig," versetzte Herr von Taillis.

Und Herr von Jardins fügte hinzu:

„Positiv! widerwärtig!"

„Siehe, meine Tochter," sagte Frau von Jardins zu Schatz, „siehe, welcher Gemeinheiten die Menschen um des verächtlichen Goldes willen fähig sind!"

„Ach! klein Mütterchen!" lispelte Schatz, „was mich betrifft, so erscheint mir der Reichthum als eine Last, und ohne irgend einen Reiz."

Massonneau der Aeltere fuhr fort, mit Stephen Williams zu sprechen, der sich endlich lachend von seinem Sitze erhob. Allein die Richard konnten diesen Umstand nicht benutzen, denn Massonneau bemächtigte sich sogleich des Armes seines Opfers.

„Er klebt sich an ihn, wie eine Auster!" sagte Luzerne entrüstet.

„Da ich nicht die Ehre habe," sagte der Gemahl der prächtigen Augusta, welcher an diesem feierlichen Tage seine Beredsamkeit entfaltete, „da ich nicht die Ehre habe, mein Herr, von Ihnen gekannt zu sein, so halte ich es um des wichtigen Gegenstandes willen, der uns beschäftigt, für nützlich, Ihnen zu sagen, daß ich ein vormaliger Advocat-Anwalt bin. — Gegenwärtig treibe ich Politik — Meine Frau hat das gewollt, — oder hat es vielmehr dringend gewünscht. — Meine Frau ist nämlich die schön gewachsene Dame mit imponirenden Zügen, welche Sie dort hinten sehen und der ich Sie vorstellen werde. — Meine politischen Ansichten sind gemäßigt, obschon hinreichend freisinnig. Ich begreife den Zustand der social-politischen Frage sehr wohl, und bin der Meinung, daß, wenn man die Gesellschaft

reformiren könnte, ohne das Geringste an dem Bestehenden zu ändern — aber Sie werden mich schon verstehen! — Was mein Vermögen betrifft, so habe ich mein Geschäft für fünf Mal hunderttausend Franken verkauft."

„Haben Sie Geld bei dem Hause Garennes stehen?" fragte der Amerikaner.

„Ziemlich zwanzig Tausend Thaler. — Erlauben Sie, daß ich Sie meiner Frau vorstelle? Es wird Ihnen gewiß nicht leid thun."

Sie waren eben an das Ende des Salons gelangt. Als sie sich jetzt wandten, ließ der alte Massonneau, der nicht mehr recht fest auf seinen Beinen war, einen kleinen Raum zwischen sich und dem Amerikaner. In diese Spalte schlüpfte Trockenbrot mit der Gewandtheit eines Aales und substituirte auf zarte Weise seinen Arm demjenigen des ehemaligen Advocat Anwalts.

„Ja, gewiß nicht leid thun!" fuhr dieser Letztere fort. „Sie ist eine Frau, die —"

„Na! na!" unterbrach er sich dann; „ach! Herr von Etang, das ist gar nicht hübsch von Ihnen!"

Er wollte sich an den andern Arm des Amerikaners klammern, aber zwei oder drei Richard vertraten ihm bereits den Weg.

In seiner Wehmuth blickte er seine Frau an. Die prächtige Augusta legte ihren Finger auf die Spitze ihrer Nase mit einer Miene, welche sagen sollte: „Sobald wir allein sein werden, sollst Du für Deine Ungeschicklichkeit schwer büßen!"

Besiegt und von Kummer niedergebeugt, verbarg Masson-

neau seine Scham und Schande in den hintersten Reihen der Richarde.

„Man sieht es diesem Greise auf den ersten Blick an, daß er der vollkommenste Dummkopf ist," sagte der Künstler zu Stephen Williams; „allein dennoch darf man ihm nicht trauen. Ich will nicht geradezu sagen, daß er ein Industrie-Ritter ist, aber —"

„Gut!" murmelte Richard-Taillis und biß auf seine dicke Lippe; „nun ist also Trockenbrot an der Reihe!"

„Auf Ehre!" rief der kleine Wittwer aus, „die meinen, daß sie die Erbschaft nur so ohne Weiteres hinwegschnappen wollen!"

„Hören Sie," versetzte Herr von Jardins, der sich durch ein geschicktes, aber mit Würde ausgeführtes Manoeuvre aus dem Hintergrunde in die vordersten Reihen versetzt hatte; „wenn dieser reiche Fremde einen Erben haben will, der sein gemächliches Auskommen hat —"

Anstatt den Nachsatz auszusprechen, zeigte er mit dem Finger nach dem alten Paletot des Künstlers. Und alle Richarde lachten.

Trockenbrot gehörte zu jenen leicht zu zähmenden Thieren, welche sofort aus der Hand eines Jeden fressen. Er fuhr fort, indem er sich zutraulich auf den Arm des Amerikaners lehnte:

„Ich wette, daß er unaufhörlich von seiner Frau gesprochen hat. Sein drittes Wort ist seine Frau! — Sehen Sie nur dieselbe an: hat sie auch nur ein erträgliches Aussehen? Sie ist eine Emporkömmlinginn, die sich mit einem Emporkömmlinge gepaart hat. Glauben Sie mir, und beschmutzen Sie sich nicht mit solchem Koth."

„Ich danke Ihnen für Ihre Warnung!" sagte Stephen Williams.

„Es ist meine Pflicht, gegen einen Fremden offen zu sein, und besonders zu Ihnen fühle ich mich außerordentlich hingezogen. — Sie haben kaum erst gesagt, daß Sie einen Erben suchten. Was mich betrifft, so sind mir alle Erbschaften gleichgiltig; aber es giebt doch Personen, welche es vorziehen würden, ihr Vermögen einem Künstler von Ruf zu hinterlassen."

„Sie haben Recht! — Sie sind also Künstler?"

„Lieber Herr," entgegnete Trockenbrot und konnte nicht umhin, einen Siegerblick gegen das Fußbataillon der Richarde zu richten; „lieber Herr, ich bin mehr, als ein Künstler, ich bin eine Specialität. — Ich male auf Glas; ich habe diesen wichtigen Zweig der modernen Kunst so vereinfacht, daß auch die schwachsinnigsten Menschen ihn erlernen können. In zwölf Unterrichtsstunden, in nur zwölf Unterrichtsstunden verschaffe ich einer jeden Person, sie mag männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, ein recht hübsches unterhaltendes Talent, alle Gemälde sofort auf Glas zu copiren. Selbst Kinder von sieben Jahren, die noch keinen Begriff vom Zeichnen haben, können an dem Unterrichte Theil nehmen. — Das scheint Ihnen wunderbar, nicht wahr? Versuchen Sie es, und nehmen Sie einige Unterrichtsstunden bei mir. Sie werden gewiß viel Nutzen davon ziehen können. Ich wage noch weiter zu gehen: vielleicht weicht die Krankheit, welche Sie zum Selbstmorde antreibt, vor der Freude, die Ihnen die Kunst gewähren würde, Ihre Bilder sauber zu coloriren, die Sie alsdann zur Ausschmückung Ihres Zimmers benutzen könnten. Sie glauben nicht, wie viel Effect das macht, wenn es eingerahmt ist! — Ich kann Ihnen übri-

gens mit wenigen Worten einen Begriff von meiner Methode geben. Wir dekalkiren einen Kupferstich oder eine Lithographie auf ein Fensterglas von passender Größe. Das ist der Grund und die Basis der Kunst. Wir nehmen dann Oelfarben und malen — folgen Sie mir genau — den Mond, die Wäsche, die Schafe, den Schnee und die Lilien weiß; den Rasen, die Blätter der verschiedenen Gewächse, die Persiennen und Jalousieen, die Augen der Katzen und die Schleier der Engländerinnen grün; die Baumstämme, die Chocolate, die Röcke der Bauern, die wilden Thiere, die Haare der Männer braun —"

„Wird denn das kein Ende nehmen?" fragte zähneknirschend der kleine Wittwer.

„Ha!" brummte Herr von Taillis, „wir haben eine Schlange mit unsern Beefsteakes und unserer Omelette genährt!"

Massonneau der Aeltere erdachte den Plan zu einem neuen Angriff; die Damen Richard versuchten verschiedene Mittel, um die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen; Herr von Jardins und von Luzerne plauderten mit lauter Stimme, indem sie in den gewähltesten Ausdrücken sprachen, um die Aufmerksamkeit zu fesseln; der junge Massonneau nahm eine Haltung an, in welcher seine Uniform nicht eine einzige Falte schlug; der Substitut zog den Kragen seines Hemdes empor und die Mutter von Schatz schlug die Klappe von dem drohenden Klavier des Pianos zurück

Stephen Williams hörte den Künstler an, ohne irgend ein Zeichen von Ungeduld zu geben. Daher wurde auch Trockenbrot sichtbar lebendiger, weil er seiner Erfolge sicher sein zu dürfen glaubte.

„Die Haare der jungen Mädchen," fuhr er in seiner Be-

lehrung fort, „machen wir gelb, so wie auch die Zeisige, das Gestirn des Tages, die ledernen Beinkleider, die Goldstücke, die Eier auf der Schüssel und die Kugeln, welche sich auf den Geländern der Treppen befinden; wir malen ferner die Klauen der Vögel, die Kälber und die Wolken grau und wenden endlich die blaue Farbe für die Röcke des Hausherrn, das Wasser der Bäche, das Firmament und die Dachbedeckung an, obschon im letztern Falle das Roth vorzuziehen ist, wenn man eine Bedachung von Ziegeln darstellen will."

Er unterbrach sich, um Athem zu schöpfen. Stephen Williams gab nicht das kleinste Zeichen von Ungeduld.

„Wir wenden auch den Karmin an," fuhr der Künstler fort, indem er seiner Betonung eine gewisse anmuthige Biegsamkeit gab, „um die Lippen der Schönen und die Rosenblätter zu färben. Auch bringen wir einen kleinen karminrothen Fleck auf den Wangen der Großmama's an — Sie dürfen nur dort Tante Roton ansehen — und an den Nasen der Oekonomen: ein Beispiel giebt Ihnen dort der Vetter Taillis."

Das war eine Unklugheit; der Viehzüchter hörte seinen Namen und trat sogleich heran.

„Das Feuer und das Blut werden roth gemalt, lieber Herr," fuhr der Künstler mit düsterem Blicke fort, denn er sah die nahende Gefahr. „Aber auch den Wein malen wir roth," unterbrach er sich dann mit neuer Heiterkeit, „den weißen Wein ausgenommen, welchen wir mit einem kleinen Wenig Chrom malen."

„Sagen Sie," fragte in diesem Augenblick Stephen Williams, „haben Sie Geld bei dem Hause Garennes stehen?"

Der unerwartet mit dieser Frage überraschte Künstler

zögerte mit der Antwort. Dann reckte er seinen kurzen Körper, bis er seinen Mund an das Ohr des Amerikaners legen konnte, und antwortete ganz leise:

„Ich sage es nur Ihnen: ich habe etwa vierzigtausend Franken bei dem Hause Garennes stehen."

Richard-Taillis stellte sich an die andere Seite des Herrn Stephen Williams.

„Was die Gebäude betrifft, so wählt man deren Farbe nach den Gegenden und nach dem Geschmack des Liebhabers," fuhr der Künstler fort.

Aber er vermochte nicht ferner gegen den Strohbaß des Oekonomen aufzukommen.

„Wenn Sie etwas Angenehmes sehen wollen, Herr Stephen Williams," sagte derselbe ex abrupto, „so müssen Sie die Normandie in dieser Zeit des Jahres besuchen! — Ich wohne in der Nähe von Domfront und habe dort meine Ländereien in einer Fläche. Ein hübsches Grundstück, bringt seine fünfunddreißig Tausend Franken jährlich ein und kein Pfennig Schulden drauf! — Nicht wahr, Herr Stephen Williams, es ist eine ganz hübsche Sache, sein Vermögen einem Manne zu hinterlassen, der bereits seine Knöpfe in der Tasche hat!"

„Ei, ei!" dachte Gueret, der sich im höchsten Grade ärgerte; „nun bin ich allein übrig, um mit ihm zu sprechen. — Das ist schlimm! Aber es sei gewagt!"

Er ging entschlossen Stephen Williams entgegen, der ihm eben, von Taillis und Trockenbrot in die Mitte genommen, entgegen kam.

Das war gleichsam ein Signal. In demselben Augenblick setzten sich die ganzen Richarde in Bewegung.

Richard-Gueret fuhr mit den Fingern durch seine Haare, welche so gelb waren, wie die, welche der Künstler den jungen Mädchen ertheilte. Er trat den übrigen Richarden vor und es gelang ihm, für sich allein die beiden Hände des Amerikaners zu ergreifen.

„Ich habe schon öfter Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen," sagte er mit einem wahrhaft liebenswürdigen Lächeln, „daß, wenn zwei Personen bei ihrem ersten Zusammentreffen sich mit einander zanken, sie fast immer damit enden, daß sie eine recht innige Freundschaft schließen. — Sie wollten heute Morgen mit mir boxen, mein lieber Herr, und das ist für mich von guter Vorbedeutung gewesen; erlauben Sie mir, zu hoffen —"

„Das heißt langweilige Phrasen drechseln!" dachte Trockenbrot.

„Was für ein flaches Gewäsch!" dachte Taillis.

„Wenn Herr Stephen Williams die Hauptstadt besucht hat," begann der ernste Jardins, welcher jetzt mit Entschiedenheit sich in die erste Linie Bahn brach, „so wird derselbe ein gewisses Hotel haben bemerken können, welches an der Ecke der Straße der Chaussée d'Antin und der Victoria-Straße ziemlich glücklich, wie ich behaupten darf, gelegen ist. Ueber die Umfassungsmauern hinweg erblickt man das dichte Laub großer Kastanienbäume. — In diesem frischen Asyl genießen meine Familie und ich des irdischen Glücks!"

Der Amerikaner verneigte sich gegen Herrn Jardins, wie er sich gegen Herrn Gueret und Herrn Taillis verneigt hatte.

„Ach!" rief der heitere Luzerne, „unter den Theaterfreunden in Paris findet man sehr viele Amerikaner! — Die Spaßvögel

haben eine besondere Leidenschaft, hinter die Coulissen zu dringen! — Ich weiß das genau, denn ich habe überall Zutritt."

„Und ich habe erst recht überall Zutritt!' rief Herr von Gueret.

„Nach der kurzen Uebersicht, welche ich Ihnen von meiner Kunst gegeben habe —" begann Trockenbrot und lehnte sich an den linken Arm des Amerikaners

Taillis lehnte sich an den rechten Arm desselben und sagte: „Sie kommen und besuchen mich in der Normandie: Gute Wohnung, guter Tisch —"

„Zu Fuß und zu Pferde!" setzte Luzerne boshafter Weise hinzu.

Es war ihm gelungen, dem Vetter Gueret eine Hand des Abgottes zu entreißen.

„Paris! Paris! Paris!" rief er drei Mal aus; „es giebt nur ein Paris!"

„Ha! das Leben in Paris!" fügte Gueret noch hinzu. „Das sollten Sie erst kennen lernen, Herr Stephen Williams!"

„Die Damen kleiden sich dort so geschmackvoll!" sagte die köstliche Augusta, „welche als vorderste in der zweiten Reihe stand.

„Die Restaurationen sind dort in so trefflichem Zustande!" versicherte Tante Noton.

„Und bei jedem Schritte trifft man auf Omnibus!" versetzte Sophie von Baliveaux.

„In Paris ist auch die polytechnische Schule!" erlaubte sich der junge Massonneau mit Stolz zu declamiren.

„Der Substitut rühmte die Schönheit des Justiz-Palastes.

„Wohlan, lieber Herr," nahm Gueret wieder das Wort, „ich erbiete mich, Ihr Wegweiser und Führer zu werden, denn ich nehme einen gewissen Rang in der fashionablen Welt ein."

„Und ich," fügte Luzerne hinzu, „ich öffne Ihnen die Hinterpförtchen aller Theater!"

„Wahrhaftig!" rief Trockenbrot, „ich habe gar nichts dagegen, daß man Sie nach Paris führt, denn auch ich übe meine Glasmalerei in Paris aus!"

„Gut denn, gehen Sie nach Paris," räumte der Viehzüchter ein; „aber Sie nehmen Ihren Weg durch die Normandie!"

„Sie nehmen einen Platz in meinem Tilbury an," sagte der kleine Wittwer: „vielleicht haben Sie ihn auf dem Hofe bemerkt, meinen Tilbury — nach Spindlerschem System!"

Von diesem Augenblick an war es gar nicht mehr zu verstehen, was die Richarde durch einander riefen. Es war das ein Regen freundschaftlicher Anerbietungen, ein Schneefall der wohlgemeintesten Vorschläge. Die Reichen zogen sich enger zusammen und wurden immer bunter; eine Traube von fünf oder sechs Richarden hing an jedem Arme des Amerikaners. Zehn andere Richarde theilten sich gleichmäßig in die zehn Finger seiner Hände. Da gab es Richarde vorn und Richarde hinten, Richarde rechts und Richarde links, und hätten die Richarde gleich den Fliegen mit den Köpfen nach unten gehen können, so würden deren auch unter der Decke geschwebt haben.

Und die Alle quälten sich ab, priesen ihre Waare an, überboten sich an Maß und Gewicht, um den Nachlaß des noch Lebenden zu erwerben.

Es war das eine Verwirrung der Sprachen. Taillis ließ seine Lieblingsworte los: frei von Schulden, offene Sprache,

das Herz auf der Hand; der kleine Wittwer erzählte von der gebrochenen Compensations-Deichsel; Luzerne hatte einen grausenhaften Calembourg ersonnen und brüllte ihn über die Köpfe der Uebrigen hinweg; Trockenbrot, dessen Stimme zu schwach war, machte die verzweifeltsten Anstrengungen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und Herr von Jardins erinnerte nicht ohne Rührung, daß in seinem Kabinet das Bild des natürlichen Sohnes von Richard Löwenherz hänge.

„Meine Frau — meine Frau —" begann stets von Neuem Herr Massonneau der Aeltere, ohne daß es ihm je möglich wurde, weiter fortzufahren.

Tante Noton, Sophie von Baliveaux und die köstliche Augusta mischten ihre kreischenden Noten in das Concert, und das Ganze wurde von einer brillanten Quadrille begleitet, welche Schatz, die Unschuldige, mit der ganzen Bosheit ihres Alters von dem Piano herunter geißelte.

Stephen Williams hatte bis dahin eine vortreffliche Geduld gezeigt, und vielleicht hatte er auch seine Gründe dafür; aber endlich erhob er erstickt, betäubt, halb wahnsinnig gemacht, sein Haupt über die Menge, um nach Luft zu schnappen, einem Menschen gleich, welcher dem Ertrinken nahe ist.

„Um Gottes Willen!" rief er; „es ist nun genug! — Ruhe!"

Wir haben diesen reichen Amerikaner schon mit Jupiter verglichen; jetzt könnten wir ihn auch mit Neptun vergleichen, wie er den empörten Südwinden sein berühmtes Quos ego! zuruft. Bei dem Tone dieser Herrscher-Stimme zog sich der Stamm Richard sogleich in sich selbst zurück; Eurus von Taillis beruhigte sich; Notus von Gueret verlor den Athem; Aqui-

lus, Savonius, Africus, Auster kehrten in ihre Höhlen zurück, und es entstand eine kleine Leere um den Gott.

„Unedles Volk!“ flüsterte Taillis dem Gotte in das Ohr; „lauter Emporkömmlinge!“

Und in das andere Ohr sagte Gueret ganz leise:

„Ich schäme mich dieser Vetterschaft, mein lieber Herr. Allein können Sie etwas Anderes erwarten? — Es sind Emporkömmlinge!“

„Alles nur Emporkömmlinge!“ flüsterte Trockenbrot von hinten. „Nur Emporkömmlinge können einer solchen unverschämten Aufdringlichkeit fähig sein!“

Und von allen Seiten hörte man unter Begleitung des verächtlichsten Achselzuckens und eines Nasenrümpfens, dessen Hoheit wir gar nicht zu beschreiben vermögen, nur das eine Wort, welches das allgemeine Gemurmel beherrschte:

„Emporkömmlinge! Emporkömmlinge!“

Und das dauerte so bis zu dem Augenblick, in welchem es Massonneau endlich gelang, auf die Oberfläche der Richard-Fluth zurückzukehren, sich Stephen Williams wieder zu nähern und mit einer unendlich albernen Miene zu ihm zu sagen:

„Ja, meine Frau sagt immer: Alles könne sie leiden, nur nicht die Emporkömmlinge!“

---

14. Der Stamm bei Tafel.

Es bedurfte der Glocke, welche zur Tafel rief, um die Richarde von ihrer Beute abzulenken. Eine halbe Stunde früher hatten sie alle über einen Bärenhunger geklagt, hatten sie sich über die Nichtanwesenheit des Herrn und der Frau vom Hause beschwert; aber jetzt war alle Eßlust verschwunden, und sie hätten gern bis zum folgenden Tage gefastet.

Jeder hatte die bestimmte Ueberzeugung, daß er seinen Stephen Williams erobert habe. Stephen Williams hatte in der That während des Tumults und der Verwirrung einen jeden Einzelnen gefragt, wie viel er bei dem Hause Garennes stehen habe. Dieser Beweis von Vertrauen, welchen Jeder vorzugsweise an sich gerichtet glaubte, hatte ohne allen Zweifel irgend eine tiefere Bedeutung: hatte nicht der Amerikaner gesagt, daß er sein Vermögen keinem Bedürftigen hinterlassen wolle?

Es war offenbar, daß er seine Maßregeln in Gemäßheit der erhaltenen Auskunft ergreifen würde.

„Wie unangenehm!" dachte jeder Richard; „ich hatte ihn schon ganz sicher!"

Die Glasmalerei, die in dieser Zeit des Jahres so ange-

nehme Normandie, der Tilbury nach Spindlerschem System, die Coulissen, die Calembourgs 2c. alle hatten die Schlacht gewonnen!

Herr und Frau von Garennes, die man seit so langer Zeit erwartet hatte, wählten diesen ungelegenen Augenblick, um ihren feierlichen Einzug zu halten. Herr von Garennes schien sorgenvoll; sein Blick vermied es, dem Fremden zu begegnen. Frau von Garennes strahlte dagegen, wie ein Gestirn am Himmel; sie war ganz vollständig, denn sie hatte sogar ihre Diamanten angelegt.

Sobald sie in dem Salon war, erniedrigte sich das Niveau der Richarde, um sie allein als Herrscherin und Königin strahlen zu lassen. Man begriff, wenn man sie sah, den Vorrang, welchen der Stamm zähneknirschend ihr einräumte.

Sie war keine große Frau; lieber würden wir sagen, daß sie ein großer Mann gewesen wäre, wenn es überhaupt verstattet sein könnte, mit so ernsten Dingen Scherz zu treiben. Sie besaß im höchsten Grade alle die Vorzüge, welche ihrer Stellung als Emporkömmlingin ersten Ranges entsprachen. Sie war noch schön, wie wir das schon früher bemerkt haben; sie verstand es nach ihrer Art, würdevoll aufzutreten und stolzer zu sein, als eine Herzogin. Ihr Lächeln vermochte bei gewissen Gelegenheiten zu schmeicheln, und ihre schönen weißen Zähne verriethen, wie sie zu beißen vermochte.

Als eine vollendete Geschäftsmännin, denn es bedarf der Bildung dieses Femininum zur Bezeichnung dieses neuen Adelstitels; auf das Wunderbarste bewandert in den schwärzesten Geheimnissen der häuslichen Diplomatie, jederzeit bereit, auf ihre Freunde wie auf ihre Feinde loszuschlagen, nur einen Gott an-

betend, nämlich den Eigennuß, nur ein Gesetz anerkennend: den äußern Schein, im Innern ihrer Brust an der Stelle des Herzens einen harten Kiesel tragend — nahm diese bemerkenswerthe Frau den Thron der Richarde mit einem Glanze ein, der nirgends seines Gleichen finden konnte.

In dem engen Gewebe ihres Lebens verschwanden die Kleinlichkeiten, obschon deren sehr viele vorhanden waren, wie die Ausbesserungen der Wolle in einer prachtvollen Stickerei.

Das war nur die Kehrseite, und wer wird ein schönes Möbel umkehren wollen, um die schlechten Stellen der Kehrseite zu sehen?

Nur sie war die Ursache, daß ihr Garennes, welcher ein gewöhnlicher Richard war und sogar weniger starkgeistig, als der große Haufen der Richarde, weil er ein Wenig besser war, den Szepter des Stammes hielt.

Ach! wie sehr hatte er Recht, sie seine unvergleichliche Julie zu nennen! aber wie sehr hatte er auch ferner Recht, vor ihr zu zittern!

Fredegunde und Brunhilde sind todt; die fabelhafte Margarethe von Burgund, welche die schönen Männer verspeiste, ist nicht mehr. So bleibt also von den schönen Tigerinnen in unsern verflachten Alltagszeiten nur die unvergleichliche Julie übrig!

Die Richarde verabscheuten sie und ehrten sie doch. Die Richarde hielten sie für fähig, ihren eigenen Vater zu betrügen, und vertrauten ihr doch ihre Capitale an. Von dem Millionair Jardins an bis zu dem armen Teufel von einem Künstler hatten alle Richarde Geld bei ihr stehen. Sie hätten diese Frau

gern hundert Klafter tief unter dem Erdboden gesehen, und dennoch machten sie ihr den Hof.

Sapperment! Herr von Taillis log, nicht wie ein Oekonom, sondern wie ein Jäger, wenn er behauptete, daß er ihr gegenüber frei herausspreche. Nein, ihr gegenüber war Richard-Taillis sanft, wie eins von seinen normannischen Schafen.

Wenn sich ihr gegenüber ein Schein von Opposition bildete, so geschah das von Seiten der Frauen. Wenn die Frauen gehorchen sollen, so bedarf es eines Königs, nicht einer Königin. Frau von Jardins mischte, wenn sie mit ihr sprach, bisweilen ein Wenig Essig unter den Honig; auch Tante Noton sagte ihr bisweilen ganz offen ihre Meinung, wenn der Kümmel ihren Muth erwärmt hatte; Sophie von Baliveaux hatte mehr, als ein Mal, versucht, ihr eine Wunde zu schlagen, und die freimüthige Augusta setzte ihr wohl gelegentlich die Faust unter die Nase.

Aber es waren das Emeuten, welche keine Folgen hatten, und bei denen es nie bis zu einer Revolution kam.

Und warum kam es nie zu einer Revolution? Weil Frau von Garennes keine schwachen Stellen an ihrem Küraß hatte. Man wußte nicht, wo man sie ergreifen sollte; sie war schön, sie war vernünftig, sie war reich; vor den Augen der Welt hielt sie das Ansehen ihres Mannes aufrecht, der aber im engern Kreise ihr Sclav war, und was ihr Benehmen gegen Camille betraf, so konnten auch die Böswilligsten es nur untadelhaft finden.

Auf dieser blumigen Bahn, auf welcher die unvergleichliche Julie mit so stolzen Schritten wandelte, sah sie nur einen Stein des Anstoßes: das war Mutter Richard. Die Lächerlichkeit ver-

nichtet, und die Schloßdame glaubte, daß sie durch Mama Richard lächerlich werde.

Da sieht man es! aller Geist in der Welt ist nicht fähig, ein Stückchen Herz zu ersetzen. Die Schloßdame ahnte nicht, welchen rührenden und ehrenwerthen Nimbus diese gute alte Frau um sie und um das ganze Haus ergossen haben würde, hätte sie dieselbe aufrichtig geliebt und ihr offen vor aller Welt geschmeichelt.

Sie hätte diese Rolle so gut spielen können, wie sie von so vielen Andern gespielt wird, allein sie hatte dieselbe nicht errathen.

Vielleicht wäre aber allerdings den Richarden gegenüber diese Rolle gefährlich und unmöglich gewesen.

So viel ist gewiß, daß die unvergleichliche Julie ihre Schwiegermutter wie eine Last auf dem Rücken trug, und daß sie zu Allem bereit war, um sich von diesem gehässigen und schweren Kreuze, von dieser unerträglichen Last zu befreien.

Roland war ihr ebenfalls lästig; aber Roland war eine federleichte Bürde, und es reichte hin, ein Mal gegen ihn zu blasen, um ihn weit hinweg zu treiben.

Die unvergleichliche Julie wollte nun an dem heutigen Tage gegen Roland blasen und zugleich das Röthige thun, um sich von der Mama Richard zu befreien.

War das geschehen, so zeigte der Pfad, auf welchem sie wandelte, nur noch Rosen.

„Meine liebe Cousine,“ wandte sie sich zunächst an Frau von Jardins, weil diese die reichste war, „ich hoffe, daß Sie uns entschuldigen werden; unser Neffe Roland macht uns sehr

große Mühe, so wie auch unsere vortreffliche Mutter, die Frau Richard —"

Anstatt weiter zu sprechen, erhob sie ihre Augen nach oben.

In diesem Augenblicke kam die gute Frau Richard in ihrem gewöhnlichen ländlichen Anzuge zur Thür herein.

Man wagte nicht, um eine Erklärung zu bitten.

Mama Richard stützte sich auf Rolands Arm und hielt Camille bei der Hand.

Man sah nicht weiter auf Roland, der mit einer etwas übertriebenen Einfachheit bekleidet war. Es wäre ja lächerlich gewesen, wenn sich Frau von Garennes um des Anzugs dieses Thunichtgut willen Kosten gemacht hätte. Der Substitut und der Eleve der polytechnischen Schule boten ihm aus Mitleid einen Guten Morgen! und wandten ihm dann den Rücken.

Dagegen wurde von dem männlichen Theile des Stammes einstimmig gerufen:

„Wie sie anmuthig ist! Wie sie reizend ist! Wie ihre Schönheit noch zugenommen hat!"

Man sprach von Camille, deren elegante und frische Kleidung von dem groben barchentnen Rocke abstach, dessen Falten die Hüfte der Mama Richard umgaben.

Frau von Garennes hätte die Rolle errathen sollen, von welcher wir sprachen, denn in der That erschien Camille tausend Mal schöner, weil sie sich so zärtlich ihrer Großmutter annahm und derselben half, sich auf einen weichen Armstuhl niederzulassen. Es ist übrigens wahr, daß Camille keine Rolle spielte.

„Klein Mütterchen," sagte Schatz zu ihrer Mutter, „meine

Base hat einen schlechten Kopfputz, und ich habe einen schönern Wuchs als sie."

„Bst!" machte Frau von Jardins. „Geh hin und gieb ihr einen Kuß."

Die Puppe vom vorigen Jahre ging sogleich in einer tänzernden und gesuchten Weise durch den Salon.

„O!" rief sie, als sie den Substitut über Camille's rechte Schulter und den Eleven der polytechnischen Schule über deren linke Schulter hinweg sah; „ach, Cousinchen, laß mich Dir einen Kuß geben! laß mich Dir einen Kuß geben!"

Auf einen Wink der Frau von Garennes bot Herr von Gueret der Cousine Camille den Arm, um sie in den Speisesaal zu führen. Herr von Jardins hatte die Ehre, die Schloßdame zu leiten, und die übrigen Richarde paarten sich dann nach der Stufenleiter ihrer Wichtigkeit. Bei Tafel wurden die Plätze ebenfalls strenge nach der Stufenleiter des Vermögens zuertheilt.

Man hatte anfangs daran gedacht, dem angesehenen Fremden den Ehrenplatz zur Rechten der Frau von Garennes zu ertheilen; allein jetzt, da man wußte, daß er nur ein Commis sei, konnte man ihn ohne Umstände behandeln. Stephen Williams wurde daher zwischen Tante Noton, die Frachtfuhrwerk-Unternehmerin, und die Rentière Sophie von Baliveaux gesetzt.

Diese beiden Damen meinten jetzt ihr Glück gemacht zu haben und bewiesen sich im höchsten Grade liebenswürdig. Tante Noton begann damit, daß sie den Amerikaner vor den Liebkosungen des Fräulein Sophie von Baliveaux, einer alten Jungfer, die wie toll hinter einem Manne herlief, zu warnen versuchte; während von der andern Seite Sophie von Baliveaux

für ihre Pflicht hielt, ihn auf die Katzentücke der Tante Noton aufmerksam zu machen, welche keine ganz reinen Hände hatte und von der öffentlichen Meinung angeklagt wurde, in frühern Zeiten Wucher getrieben zu haben und noch jetzt solchen zu treiben.

Nachdem diese Aufmerksamkeit von beiden Seiten erfüllt war, entwarfen die beiden Nachbarinnen von Stephen Williams zu seiner Belehrung das Bild eines jeden Mitgliedes der Familie Richard in Lebensgröße. Das waren Schilderungen von Meisterhand, und das Ganze bildete ein großes Tableau, dessen Personen gleichsam zwei Mal unter den Augen von Stephen Williams auflebten.

Bevor man sich zu Tische setzte, hatten die Nachbarinnen des Letztern nicht ohne Ueberraschung gesehen, wie derselbe Roland einen Wink mit der Hand gab. Roland hatte sich dann sogleich genähert, aber der Fremde und der junge Richard sprachen so leise mit einander, daß die Nachbarinnen nichts verstehen konnten, obschon sie ihre Ohren außerordentlich anstrengten.

Sophie von Valiveaux, welche ein feineres Gehör hatte, als Tante Noton, glaubte jedoch so viel verstanden zu haben, daß Stephen Williams den jungen Richard fragte, ob er seinen Auftrag ausgerichtet habe, und daß der Letztere antwortete:

„Ja, ich habe mit ihm gesprochen; er wird kommen!“

Wer war es, mit dem er gesprochen hatte? Und warum ertheilte Stephen Williams gerade diesem Roland seine Aufträge? Das wußte sich Sophie von Valiveaux nicht zu beantworten.

Es giebt zwei Klassen von Lesern: in die erstere gehören diejenigen, welche schon ein Mal in ihrem Leben das Vergnügen gehabt haben, einem Festmahle bei Richards beizuwohnen; in die zweite zählen die, welche dieses Glück noch nicht gehabt haben Für die Erstern würde unsere Beschreibung weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, und von den Letztern würde sie als eine unwürdig übertriebene verworfen werden.

Denn die Einzelheiten eines solchen Gastmahles lassen sich in keiner Weise ahnen; man muß gesehen haben, um zu glauben.

Uebrigens geschieht es auch nicht etwa aus Furcht vor den Richarden, wenn wir diese häßliche Parodie patriarchalischer Essereien nicht mit Haarschärfe in ihren Einzelheiten schildern. Wir sind ganz überzeugt, daß kein Richard sein Profil auf diesen Seiten wieder erkennen wird; einestheils lesen diese Edelleute wenig und anderntheils wird derjenige von ihnen, welcher zufällig dieses Buch öffnen könnte, herzlich lachen und sich nur beklagen, daß man seine Vettern noch nicht häßlich genug dargestellt habe. Nur vor den ehrlichen Leuten haben wir Angst. Diese werden in ihrer achtungswerthen Unwissenheit uns der Verleumdung anklagen. Der Clan Richard ähnelt aus der Ferne so stark einer Familien-Verbindung! Und es ist allemal so gefährlich und gehässig, irgend etwas anzugreifen, was einer Familie ähnelt!

Wir könnten allerdings zu unserer Vertheidigung sagen, daß die nächtlichen Räuber ebenfalls in Banden gehen, und daß in der Höhle des Gil-Blas gleichfalls eine Art von Familien-Verbindung stattfindet; aber wir ziehen es dennoch vor, einen schamhaften Schleier auszubreiten über die kleinen Ungeheuerlich-

keiten, engherzigen Ehrlosigkeiten, garstigen Unfläthigkeiten des Herzens, welche jedes Gericht, von der Suppe bis zum Nachtisch, würzten.

Das Mahl blieb nicht hinter dem zurück, was man von Garennes erwarten kann; das Geschirr und die Bedienung waren glänzend, die Livrée so vollständig, daß sie einer Armee glich, und der Küchenmeister hatte sich selbst übertroffen. Die Richarde aßen, wie Wölfe, obschon ihr Neid fast zur Wuth gesteigert war. Dieser Pomp drückte sie nieder, dieser Luxus verhöhnte die Mittelmäßigkeit der Einen, wie den Reichthum der Andern; sie befanden sich hier in einem Schlosse, das funfzehnhundert Tausend Franken gekostet hatte, und doch schien der Preis dieses Schlosses noch von der Pracht der in demselben gewährten Gastfreundschaft übertroffen.

Ja, diese Garennes, die waren in der That Emporkömmlinge! wahre Emporkömmlinge! verhaßte Emporkömmlinge! Der befriedigte Magen der Richarde versuchte vergebens die Vertheidigung derselben, aber einem so unverschämten Erfolge konnte keine Verzeihung gewährt werden. Eine Art laufender Rechnung fand zwischen dem Stamme Richard und der Familie Garennes statt; nichts war vergessen in dieser Apotheker-Rechnung; man trug in das Debet der unvergleichlichen Julie und ihres Mannes den geringsten Beweis erwiesener Achtung als die gröbste Flachheit ein. Und das bildete eine schreckliche Totalsumme von Groll und Haß.

Dagegen vermochte man in den Zügen der Richarde nur ein Lächeln zu erblicken. Auf einen Mann loszuschlagen, der noch auf seinen Beinen steht, das würde gegen alle Regeln der Philosophie sein. Der Reichthum eines Geschäftshauses kann

sehr schnell stürzen: der Clan Richard erwartete das. Die Garennes mochten sich nur gut halten! ihre Verwandten und Freunde erbebten schon vor innerer Freude, wenn sie nur daran dachten, daß sie dereinst dieselben unter die Füße würden treten können.

Und dabei plauderte man so heiter! Der Geist der Richarde moussirte, wie Champagner; man zeigte einander die angefressenen Zähne, und die Schwächsten, welche gegen die Anwesenden keinen Angriff wagten, hielten sich wenigstens an den Abwesenden schadlos. Wie viele Bankerotte man bei diesem denkwürdigen Liebesmahle herbeiwünschte, wie manchen Credit man im Bildniß guillotinirte, das läßt sich gar nicht aufzählen.

Bellen und beißen, und noch mehr beißen, als bellen; das war der höchste Genuß!

Aber das Bellen und Beißen erstarb zu den Füßen des Herrn und der Frau von Garennes, welche unverletzlich waren. Für sie gab es nur Schmeicheleien und Liebkosungen. Alles, was sie sagten, war reizend gesagt; was sie thaten, war wohl gethan; was ihnen gehörte, das mußte als prachtvoll gelobt werden.

Schatz, das liebe Kind, war sehr leckermäulig und berühmt durch die plötzlichen Unpäßlichkeiten, von welchen es bei Tafel befallen wurde. Es aß anfangs seiner Gewohnheit gemäß sehr hastig, als dann aber ein gewisser Augenblick des Mahles gekommen war, so hörte es mit einem Male auf zu essen, weil seine Mutter es in das Knie gekneipen hatte.

Das war ein verabredetes Zeichen. Schatz betrachtete wehmüthig ihren noch halb gefüllten Teller und enthielt sich des fernern Essens.

Nach drei oder vier Minuten wandte sich Frau von Jardins mit lauter Stimme an ihre Tochter:

„Zelia, warum issest Du nicht?"

Schatz hatte die Antwort schon bereit:

„Klein Mütterchen," antwortete sie mit einem unschuldigen Lächeln, „es macht mir mehr Freude, meine schöne Base von Garennes anzuschauen."

Man belobte sie, und Schatz durfte nun von Neuem schlingen.

Es befanden sich aber vier Personen an der Tafel, welche nicht so viel Lärm machten und sich frei von dem gemeinsamen Fieber hielten. Das war zunächst der arme Roland, welchen man zwischen noch zwei Richard Habenichts gesetzt hatte. Roland betrachtete Camille, die ebenfalls sehr wehmüthig war und schweigend die Schmeicheleien des Vetter Gueret anhörte. Camille wagte nicht einmal den Blick Rolands zu erwiedern, weil Frau von Garennes sie nicht aus den Augen ließ.

Sie duldeten beide, Camille und Roland; ihre schönen Hoffnungen gingen in Rauch auf, und sie begannen vor den Drohungen der Zukunft zu zittern.

Von Zeit zu Zeit betrachtete Mama Richard die beiden Kinder mit verstohlnen Blicken. Mama Richard wußte es recht wohl, daß sie nichts für dieselben thun könnte. Zwei oder drei Mal konnte man sehen, wie Thränen in ihre Augen traten, während sie einen heimlichen Blick auf ihren Sohn Garennes richtete.

Sie war alt genug, um nun allein und dieser letzten Liebe beraubt durch das Leben zu gehen. Man hatte sie aber auch bereits fast aus dem Hause geworfen.

Es ist wahr, daß ihr Herz an diesem Tage eine große Freude erlebt hatte. Man hatte mit ihr von ihrem zweiten Sohne gesprochen, von ihrem Sohne Jean, dem warm geliebten, welchen sie seit mehren Jahren für todt gehalten hatte! Aber das war, wie ein Traum, und ihr an Leiden gewöhntes Herz vermochte sich nicht mit einem Male der Hoffnung zu öffnen.

Der Fremde, welcher mit ihr von Jean Richard gesprochen hatte, saß dort, ihr gegenüber, an dem andern Ende der Tafel. Sie hätte so gern mit ihm gesprochen, aber das war nicht möglich, denn die Tafel war zu lang, und die geschwächten Augen der guten Frau erlaubten ihr nicht einmal, die Züge des Herrn Stephen Williams zu unterscheiden.

Sie dachte:

„Ich habe diesen Mann nicht einmal gesehen, der mit meinem Sohne Jean Mitleid gehabt hat! — Ich habe zwei Mal mit ihm gesprochen, aber beide Male blendeten mich meine Thränen; ich habe ihn nicht gesehen und würde ihn nicht einmal wieder erkennen können!"

Sie horchte aufmerksam, weil sie hoffte, unter den lauten Ausbrüchen der Richardschen Freude wenigstens ein Mal den gesegneten Ton der Stimme des Fremden zu hören. Aber der Fremde beobachtete ein ernstes Schweigen; die Gerichte, welche man ihm darreichte, berührte er kaum. Er saß, stets regungslos und stumm, auf seinem Platze.

Indeß hatte sich die Meinung, welche der Stamm von ihm hegte, bedeutend verändert. Die Richarde, welche so glücklich waren, ziemlich nahe bei der Schloßdame zu sitzen, hatten dieselbe um Auskunft über den Fremden gebeten, ohne jedoch

irgend etwas von ihren Absichten verlauten zu lassen. Die Schloßdame hatte ihnen nur mit einem Worte geantwortet, und dieses Wort, welches von Mund zu Mund von einem Ende des Salons bis zum andern wanderte, hatte genügt, um die Wichtigkeit des Fremden, zugleich aber auch die Hoffnung der Familie Richard zu vernichten.

Es war nur ein geringer Commis, der Diener eines Dieners, der unterste Untergeordnete jenes Robinson, welcher selbst weiter nichts war, als der Cassirer von Peter Bristol.

„Angeführt! angeführt!" sagte Herr von Jardins; „positiv!"

Das Beste war, die Mystification für das zu nehmen, was sie war, und unter einander über dieselbe zu lachen, aber gelegentlich und später, wenn man sich einmal der amerikanischen Manie wieder errinnerte.

Für den Augenblick war es das Vernünftigste, sich möglichst weit von dem schlechten Witzmacher zu entfernen und ihn ruhig an seinem untern Ende des Tisches sitzen zu lassen, wo er mit Tante Noton und Fräulein von Baliveaux sich vergnügen konnte.

„Dieser Mann mit dem Barte eines Charlatans!" wie Luzerne jetzt sagte.

„Dieser Kneipen-Boxer!" nach dem gegenwärtigen Ausdruck des kleinen Wittwers.

Herr von Taillis, welcher kräftiger in seinen Ausdrücken, hieß ihn einen Halunken, und Trockenbrot der Kunstmaler auf Glas, schimpfte ihn sogar Canaille.

Wir können nicht sagen, welchen Ausdruck Massonneau der Aeltere angewandt haben würde, um seine Entrüstung auszuspre-

chen, denn dieser ehemalige Advocat-Anwalt sprach nach dem Befehle seiner Frau nie, wenn er den Mund voll hatte, und so lange er bei Tafel saß, wurde auch sein Mund nicht leer.

Gegen das Ende des Nachtisches, nachdem die Gesundheiten ausgebracht waren, gab die Schloßdame ihrem Gemahl ein Zeichen, welches bedeutete:

„Es ist Zeit!"

Herr von Garennes erhob sich sofort und nahm eine für einen Redner würdige Haltung an; er hatte schon bisweilen bei Versammlungen von Gläubigern öffentlich gesprochen.

„Geliebte Verwandte," sagte er, „außer dem Wunsche, den wir, Frau von Garennes und ich, hegten, Sie einmal in unserer ländlichen Einsamkeit versammelt zu sehen, gebot uns auch noch ein ernstlicher, auf Geschäftssachen Bezug habender Grund, eine Einladung an Sie insgesammt ergehen zu lassen."

Es war allgemeine Ansicht, daß dieser Eingang nichts zu wünschen übrig lasse.

„Es handelt sich um einen Familienrath," fuhr Herr von Garennes fort.

„Hole der Teufel den Familienrath!" sagte der unverschämte und leichtfüßige Kunstmaler auf Glas, dem ein Punsch lieber gewesen wäre.

Die Ernsteren unter den Mitgliedern des Stammes schoben mit edler Entsagung ihre Gläser zurück.

„Zelia, mein Püppchen," sagte Frau von Garennes, „Du könntest mit Deiner Base Camille einen Lustgang durch den Park machen. — Roland, reiche Deiner Großmutter, der ehrwürdigen Dame Richard, den Arm, denn die Zeit ist gekommen, zu welcher sie sich zur Ruhe zu begeben pflegt."

„Gute Nacht, Mama Richard!" rief man von allen Seiten, während sich die alte Frau an dem Arme ihres Enkels entfernte.

„Die gute Frau ist in ihren alten Tagen noch recht glücklich!" sagten die Nachbarn der Frau von Garennes, um dieser zu schmeicheln.

Diese hatte ihren Mann mit einem vielsagenden Blick angesehen. Es lag in diesem Blick ein unwiderruflicher Befehl. Mama Richard, Roland, Camille, Schatz und die übrigen jungen Leute des Stammes waren bereits gegangen. Herr von Garennes ging um den Tisch herum und näherte sich Herrn Stephen Williams; Jeder errieth bereits, daß er den Auftrag habe, denselben höflich aus der Thür zu weisen.

„Mein Herr," sagte er schnell und leise zu dem Amerikaner, indem er an denselben herantrat, „vor allen Dingen bitte ich Sie, das Schloß nicht eher zu verlassen, bis ich nochmals mit Ihnen gesprochen habe."

Stephen Williams wandte sich gegen ihn und sah ihn mit einem erstaunten Blicke an.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen," fuhr der Schloßherr fort, indem er noch leiser sprach, „und zwar in Bezug auf jenen Mann — Sie verstehen mich?"

„Sie meinen Ihren Bruder?" unterbrach ihn Stephen Williams.

„Ja — oder wenigstens den, welcher sich für meinen Bruder ausgiebt."

„Mein lieber Herr," antwortete mit vollkommen lauter Stimme der Amerikaner, „ich denke nicht im Entferntesten daran, das Schloß zu verlassen."

Die Schloßdame biß sich in die Lippen; Herr von Garennes richtete einen furchtsamen Blick nach ihr, erbleichte und fuhr dann fort:

„Ich hatte den Auftrag übernommen, Sie zu bitten — ich wollte Sie bitten, uns zu entschuldigen —"

Stephen Williams rührte sich nicht. Die Sache wurde interessant. Die Richarde hatten das Glück, einem Schauspiele beizuwohnen.

„Nun!" rief von der andern Seite des Saales her die Frau von Garennes, deren Brauen sich bereits zusammenzuziehen begannen.

„Herr Stephen Williams scheint mich nicht zu verstehen —" begann Herr von Garennes.

„Allerdings!" unterbrach ihn der Amerikaner; „ich verstehe Sie vollkommen! — Sie haben mir die Langweile dieses Familienraths ersparen wollen, allein es würde unhöflich sein, wenn ich hinter Ihnen zurückbleiben wollte, und ich bitte Sie daher um die Erlaubniß, demselben beizuwohnen."

Jeder rannte seinen Nachbar mit dem Ellbogen an.

„Ein närrischer Kerl!" sagte Herr von Jardins leise zu seiner Nachbarin; „sicherlich und gewiß!"

„Wir sind trostlos, mein Herr," erwiederte Frau von Garennes, welche die größten Anstrengungen machte, um ihre Kaltblütigkeit zu behaupten; „allein es handelt sich um eine Berathung, welche durchaus nur die Familie angeht —"

„Schöne Dame," unterbrach abermals der Amerikaner, „ich glaube zu wissen, worum es sich handelt; — die Berathung wird sich auf den jungen Roland Richard beziehen, nicht wahr?"

„In der That —" stammelte Herr von Garennes.

„Dann bleibe ich," entgegnete Stephen Williams mit ruhiger Festigkeit, zog seinen Stuhl näher an den Tisch und setzte seine Ellbogen auf diesen, wie ein Mann, der seine Position für die Dauer einnimmt.

---

15. Alte Redlichkeit.

Die gewichtigen Mitglieder der Familie Richard maßen ihre Haltung nach derjenigen der Frau von Garennes ab und beobachteten eine strenge Würde; nur der Künstler, dieser unverbesserliche Kobolt, verbarg sich hinter seinem Taschentuche, um herzlich zu lachen.

„Sehr unanständig!" murmelte Herr von Jardins; „positiv!"

„Diesem verteufelten Kerle gegenüber," sagte Herr von Taillis, „hat man nicht einmal das Hilfsmittel, einen Bedienten herbeizurufen, um ihn vor die Thür werfen zu lassen. — Er würde den Bedienten beim Kragen packen und dem Herrn von Garennes an den Kopf werfen."

„Der machte sich wahrhaftig nichts daraus!" spottete Trockenbrot; „fragt nur den kleinen Wittwer!"

Im Grunde war Niemand über das Abenteuer betrübt. Die Familie Garennes sollte, wie es schien, jetzt ebenfalls ihren Antheil an der Mystification erhalten, und das war gar nicht übel.

Der Amerikaner gewann etwas von dem verlornen Boden wieder und wurde fast abermals eine wichtige Person. — Die Augen Aller waren auf die unvergleichliche Julie gerichtet.

„Mein Freund," sagte sie, indem sie sich zu einem Lächeln zwang und an ihren Mann wandte, als die Verlegenheit auf den höchsten Grad gediehen war, „ich bitte Sie, beendigen Sie dieses Mißverständniß. — Herr Stephen Williams, der unsern Sitten und Gebräuchen fremd ist, weiß vielleicht nicht, daß man ein Verwandter des Minderjährigen oder ein von der Familie Bevollmächtigter sein muß —"

„Ganz recht," sagte der Substitut in belehrendem Tone, „es muß wenigstens eine in gesetzlicher Form aufgenommene Vollmacht vorhanden sein."

„Und da nun Herr Stephen Williams," fuhr die Schloßdame fort, „weder Mitglied der Familie ist, noch Vollmacht von einem Mitgliede derselben besitzt —"

„Sie irren, meine Dame," unterbrach der Amerikaner die Sprechende in ruhigem Tone.

„Ha! schau nur!" rief Herr von Taillis aus; „das wird immer besser!"

„Wir sind doch vollzählig," fügte Herr von Jardins hinzu; „von welchem Mitgliede der Familie Richard könnten Sie eine Vollmacht besitzen?"

Herr Richard-Gueret, der kleine Wittwer, gehörte schon gewissermaßen zu der Familie Garennes; gern hätte er daher ein Wenig sein Ansehen geltend gemacht und ein ernstes Wort bei der Verhandlung mitgesprochen; allein vergebens fachte er seinen Muth an, er erinnerte sich immer wieder an die Muskeln, welche er von Robinsons nackten Armen sich hatte abheben gesehen. Diese Erinnerung machte ihn stumm, wie einen Fisch.

Stephen Williams hatte indeß eine Schrift aus seinem Portefeuille genommen und reichte diese Herrn von Garennes.

„Erkennen Sie die Handschrift Ihres Bruders Jean Richard?“ fragte er.

Die Hand des Herrn von Garennes zitterte; man sah, wie die Schloßdame ihre Farbe wechselte.

Der ganze Stamm war von Staunen ergriffen.

„Jean Richard!“ wiederholte man rund um die Tafel; „ist denn der Thunichtgut wirklich noch nicht todt?“

„Das ist eine interessante Geschichte!“ sagte die köstliche Augusta. „Ach! das ist herrlich? Nein, so etwas lebt nicht!“

„Das ist merkwürdig!“ erlaubte sich Herr von Jardins zu sagen; „kein Zweifel, sehr merkwürdig!“

„Wenn der Thunichtgut in den Zustand eines reichen Onkels aus Amerika übergegangen wäre?“ versetzte der Künstler, „und uns etliche Tonnen Goldsand aus Californien sendete!“

„Was ist denn das?“ fragte die Schloßdame aus der Ferne und zeigte dabei mit verächtlichem Blick nach der Schrift.

„Meine gute Freundin,“ antworte Herr von Garennes in einem verlegenen Tone, „es ist in der That die Handschrift meines Bruders und ist eine Vollmacht —“

„Erlauben Sie!“ rief der Substitut; „eine im Auslande ertheilte Vollmacht —“

„Bedarf, um auf französischem Grund und Boden giltig zu sein —“ fügte der ehemalige Advocat-Anwalt hinzu, den es freute, unter den Augen seiner Frau eine Heldenthat vollbringen zu können.

„Einer gerichtlichen Bestätigung,“ ergänzte eilig der Substitut.

„Welche,“ setzte Herr Massonneau der Aeltere noch hinzu,

„lediglich von dem Präsidenten des Civil-Tribunals ertheilt werden kann.“

Solches sangen in Zwillingsrhythmen die beiden Männer vom Fach Arcades ambo.

Die Schloßdame hatte ihren Mann zu sich zurückgewinkt; beide wechselten mit leiser Stimme einige Worte mit einander.

„Ich weiß recht wohl,“ versetzte die unvergleichliche Julie, welche für sich allein so stark in den Gesetzen war, wie der Substitut und der Anwalt Massonneau zusammen genommen, „ich weiß recht wohl, daß wir die Giltigkeit dieser Vollmacht bestreiten könnten, — aber in Wirklichkeit, meine lieben Verwandten, haben wir gar nichts zu verhehlen, und einen gesetzlichen Charakter trägt diese Vereinigung unserer Familie auch nicht. — Möge es dem Herrn gefallen, daß Jean Richard, der Bruder meines Mannes, sich noch am Leben befinde! — In allen Fällen mag Herr Stephen Williams unter uns bleiben, wenn ihm daran etwas gelegen ist.“

Der Amerikaner legte die Vollmacht wieder in sein Portefeuille und billigte mit einem Kopfnicken das, was die Schloßdame gesagt hatte.

„Ach verdammt! ach verdammt!“ sagte Tante Noton über die Schulter des Stephen Williams hinweg, zu Sophie von Baliveaux; „über diesen Jean Richard! Ich kann es mir denken, daß er den armen Garennes wie ein Stein auf dem Herzen liegt!“

„Sprechen Sie nicht von dem Menschen,“ antwortete die alte Jungfer; „dergleichen Taugenichtse haben ein zähes Leben!“

„Ein redlicher Mensch wäre indeß dreißig Mal gestorben,“ bemerkte Herr von Taillis.

„Sicherlich und gewiß," bekräftigte Herr von Jardins.

„Positiv!" fügte der heitere Luzerne hinzu, der sich erlaubte, das Organ des unlegitimen Nachkommen von Richard Löwenherz nachzuahmen.

„Unter der Voraussetzung, daß man ein fettes Kalb schlachtet, wenn dieser verlorne Sohn zurückkehrt," nahm Trockenbrot das Wort, „und mich zu dem Mahle einladet, habe ich nicht das Mindeste gegen seine Rückkehr einzuwenden."

Frau von Jardins neigte sich an das Ohr ihres Gemahls.

„Ich bin recht froh," sagte sie halblaut, „daß Schatz hinausgegangen ist. Mag das liebe Kind nie erfahren, daß ein Taugenichts Mitglied der Familie ist!"

Herr von Garennes nahm seine rednerische Haltung wieder an.

Er declamirte:

„Ich habe Sie zusammenberufen, meine Herren und lieben Verwandten, um Sie pflichtgemäß über einen Gegenstand zu Rathe zu ziehen, der gewiß von hoher Wichtigkeit ist. — Bevor wir jedoch zur Sache kommen, erlauben Sie mir, Ihnen ein glückliches Ereigniß anzuzeigen, welches Sie in Folge der Theilnahme, die Sie an meiner Familie nehmen, erfreuen wird. Es ist nämlich festgesetzt, daß meine Camille sich verheirathen soll, und ich stelle Ihnen hiermit den Bräutigam derselben vor."

Er hatte die Hand auf die Schulter des Herrn von Gueret gelegt. Dieser lächelte und warf sich in die Brust.

Nun erfolgte ein Kreuzfeuer von Begrüßungen und Beglückwünschungen. Herr von Taillis brummte vergebens, daß

Camille eine bessere Partie hätte machen können; seine Stimme wurde erstickt, man hoffte bereits auf den Hochzeitsschmaus und andere Festlichkeiten, und der Künstler stimmte ein Hosianna an, welches von einem Ende der Tafel bis zum andern erschallte.

Stephen Williams hatte sein Doppelglas geöffnet und betrachtete aufmerksam den kleinen Wittwer.

„Nun! edler Fremder!' rief Trockenbrot in einem scherzhaften Tone; „geruhen Dieselben sothaner Verheirathung Dero hohe Billigung zu ertheilen?"

Die ganze Breite der Tafel schien dem Künstler einen genügenden Schutz gegen die gymnastischen Gelüste des Herrn Stephen Williams zu versprechen.

Dieser schloß sein Doppelglas und antwortete:

„Nein!"

Dann nahm er seine ruhige Haltung wieder an.

Der kleine Wittwer versuchte zu lächeln, während Taillis halb laut und halb leise sagte:

„Dieser Wilde hat doch seine gute Seite! — Aber ich wette, daß der liebe Vetter Gueret das conjungo theuerer bezahlen muß, als seinen famosen Tilbury mit gegen einander gebogenen Federn, gebrochener Compensations-Deichsel und nach dem System von Spindler."

„Möglich!" sagte Herr von Jardins mit der pfiffigsten Miene, deren er fähig war.

„Wahrscheinlich!" steigerte Luzerne.

„Sicherlich und gewiß, auch positiv!" fügte der falsche Spötter von einem Künstler noch hinzu.

„Und nun wollen wir die Sache zu Ende bringen, nicht

wahr, Vetter Garennes?“ rief Herr Richard-Taillis. „Ich denke, man kann unter Verwandten frei und unumwunden herausſprechen: es iſt meine Gewohnheit, nach dem Eſſen ein Wenig in das Freie zu gehen. — Machen wir alſo das Uebrige mit wenigen Worten ab, da wir zum Voraus Alles billigen, was Sie ſagen werden.“

Die Magen der ſämmtlichen Richard verlangten nach Bewegung in freier Luft. Der Chor wiederholte:

„Machen wir die Sache kurz ab!“

„Roland Richard, unſer Neffe,“ ſagte Herr von Garennes mit lauter Stimme und Beſtimmtheit, wie ein Mann, der ſich die Mühe genommen, ſeine Lection gut einzuüben, „Roland Richard hat in dieſem Frühling ſein zwanzigſtes Jahr vollendet und ſich daher bei der Recrutirung ſtellen müſſen. Er hat gelooſt und eine ſchlechte Nummer gezogen. — Meine lieben Verwandten, wenn es ſich um einen gewöhnlichen jungen Mann handelte, der irgend eine Laufbahn begonnen oder auch nur in Ausſicht hat, ſo würde ich Sie nicht damit beläſtigt haben, Sie um Ihre Meinung zu fragen, — aber Roland, unſer unglückliche Neffe, hat nie an der Arbeit im Bureau Geſchmack finden wollen. Er beſitzt eine zu gleicher Zeit träge und ungezähmte Natur, welche wir durch die Erziehung nicht zu beſſern vermocht haben.“

„Er artet nach ſeinem Vater!“ verſetzte Richard-Taillis; „Sie erinnern ſich wohl noch, daß ſein Vater auch zu gar nichts zu gebrauchen war.“

Herr von Garennes richtete einen vorwurfsvollen Blick auf ihn, aber die Schloßdame erhob ihre Augen nach oben und ſagte:

„Als ich in die Familie trat, war unser unglücklicher Bruder Jean Richard bereits nicht mehr hier, und ich kann folglich nicht aus eigener Erfahrung sprechen. Allein wie man mir gesagt hat, giebt es nur ein einstimmiges Urtheil über dieses Subject, und dieses zwingt mich, unserm Vetter Taillis Recht zu geben, nur von der Barschheit seiner Form etwa abgesehen. Ja, es ist nur zu wahr, Roland Richard gleicht seinem Vater."

Sie seufzte tief auf und ihre Züge drückten die Wehmuth aus, welche sie darüber empfand, daß sie so viele Sorgfalt verloren sah.

Wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, so müssen wir sagen, daß Roland bis in sein zehntes Jahr unter der Dienerschaft aufgewachsen war. Dann wurde er auf die Schule geschickt. Während seiner Schulzeit bekümmerte sich Niemand um ihn, und nach Beendigung derselben wurde er in eins der vergitterten Käfige im Bureau des Herrn von Garennes gesteckt, ein Tintenfaß vor ihn gestellt und ein großes Register vor ihn gelegt, um seine Erziehung zu vollenden. Aber das undankbare Kind ließ die Tinte eintrocknen und schlief über dem Register ein, um von den schönen Gefilden der Touraine zu träumen, wo ihm die ersten Jahre seines Lebens verflossen waren, und vielleicht auch von dem Lächeln der Cousine Camille.

Böses Blut! traurige Race!

„Unter diesen Umständen," fuhr Herr von Garennes fort, „haben wir gedacht, daß der Soldatenstand vielleicht in der That der geeignetste sein möchte, um diese schwierige Natur zu bändigen."

„Ha, ha! Sapperment!" rief der Viehzüchter aus; „da ha-

ben Sie eine ganz richtige Ansicht. — Sieben Jahre des Soldatenlebens werden ihn geschmeidig und biegsam machen, wie einen Handschuh."

„Ich habe einen Bedienten gehabt, der Soldat gewesen war," sagte Frau von Jardins; „solche Leute sind immer sehr reinlich und sehr pünktlich."

„Auch ist das Soldatenleben so übel nicht," bemerkte Luzerne; „alle fünf Tage sieben Sechser Taschengeld!"

„Ohne die Schwänzelpfennige, die ihnen von mitleidigen Landsmänninnen zugesteckt werden!" rief Trockenbrot, der stets ausgelassen war.

„Also im Grunde gar kein übler Stand!" schloß Herr von Jardins.

„Sie sind also derselben Meinung, wie ich," fuhr Herr von Garennes fort, „und meinen nicht, daß ein Stellvertreter für ihn gekauft werden müsse."

„Wir sind derselben Meinung, wie Sie!" riefen zwanzig Stimmen; „ei! das fehlte noch, einen Stellvertreter für den Burschen zu kaufen!"

Als sich dieses Fieber des Beifalls ein Wenig gelegt hatte, fragte der Amerikaner ganz ruhig:

„Hat denn dieser junge Mann, der Roland Richard, auch Lust zum Soldatenstande?"

Da entstand in dem ganzen weiten Speisesaale ein herzliches und schallendes Gelächter. Ohne es zu wissen, hatte dieser Stephen Williams die komische Seite der Situation angeregt.

„Ist das eine schöne Frage!" sagte Madame Augusta Massonneau die Aeltere.

„In der That," versetzte Herr von Luzerne, indem er sich bemühte, im höchsten Grade ernst zu scheinen, „in der That hätte man sich erst über den Beruf dieses interessanten jungen Mannes belehren sollen."

„Es könnte sein, daß er mehr Lust zu dem Leben eines Rentiers hätte!" rief Trockenbrot.

„Wahrhaftig!" sagte mit bedeutender Bitterkeit Herr von Gueret, der vielleicht während des Mahles irgend einen unvorsichtigen Blick überrascht hatte, „man fragt die ungezogenen Kinder nicht erst, ob sie die Ruthe haben wollen, Herr Stephen Williams!"

Gewiß wäre es der kleine Wittwer gewesen, welcher die Ruthe bekommen hätte, wenn der Frau von Garennes eine solche bei der Hand gewesen wäre. Sie biß sich jetzt zum zweiten Male in die Lippe. Hätte Gueret nicht in den Augen der unvergleichlichen Julie die Summe von fünfmalhundert Tausend Franken dargestellt, so würde er sich haben überzeugen können, daß dieselbe noch besser boxen könne, als der schreckliche Amerikaner.

„So ist es also," sagte Stephen Williams, der dagegen dem kleinen Wittwer ein Zeichen seines Dankes gab, „eine Züchtigung, welche die Familie diesem jungen Manne auferlegt?"

„Sie sind kein Franzose, mein Herr!" rief Herr von Garennes, indem er sich hinter den Pathos zu flüchten versuchte; „wenn Sie Franzose wären, so würden Sie wissen, daß in unserm Vaterlande der Ruhm nie als Zuchtruthe dienen kann! Wenn man unsere jungen Leute auf das Feld der Ehre sendet,

so gehen sie mit leichtem Herzen nach demselben und singen während des ganzen Weges patriotische Lieder."

„Ha! welche Lust Soldat zu sein!" trällerte Luzerne, während der Künstler declamirte:

„— Dem Vaterland zu dienen,
Verließ ich jung das Vaterhaus!"

„Anno 1814," erzählte mit Feuer der junge Massonneau, indem er die blaue Brille abnahm, um die Gläser abzuwischen, „haben die Eleven der polytechnischen Schule an der Barrière von Clichy —"

„Gut! gut! Felicien, mein Kleiner," unterbrach ihn die köstliche Augusta, welche mindestens schon funfzig Mal die Geschichte der Barrière von Clichy und der polytechnischen Schule gehört hatte; „man hat das bereits im Circus und sonst aufgeführt. Ueberdies seid Ihr jungen Leute von der polytechnischen Schule sämmtlich Musterjünglinge, wofür Ihr aber auch Euere zweitausend Franken Pension bezahlt. Roland Richard wird dagegen nie etwas Anders werden, als ein gemeiner Soldat."

„Ein Pflastertreter!" rief Luzerne.

Wir sind gezwungen, hier zu bemerken, daß die Richard sämmtlich sehr reichlich gespeist hatten; ohne diese Bemerkung würde der Leser nicht begreifen können, wie solche Abschweifungen von der Berathung möglich gewesen wären. Es ist gewiß, daß nach der mitgetheilten Abschweifung der Madame Augusta eine große Unordnung in den Debatten des Familienraths eintrat. Sophie von Baliveaux und Tante Noton stritten sich in Bezug auf die Uniform der Chasseurs von Vincennes. Herr von Jardins behauptete, daß man noch sein Glück

machen könne, wenn man ein rechtschaffenes Bureau für Stellvertreter anlegte. Taillis rühmte sich, das schlechteste Mehl an die Militair-Magazine geliefert zu haben, und nächstes Jahr hoffte er dreihundert Procent an den Remonten zu verdienen. Trockenbrot sagte, daß man bei allen Regimentern der französischen Armee Schulen für Glasmalerei anlegen könnte, wenn jeder Soldat, anstatt sich der schlechten Gewohnheit des Schnapstrinkens zu überlassen, wöchentlich nur einen Sechser für diese Anstalten beitragen wollte.

Massonneau der Aeltere, welcher verdaute und in seiner Ecke halb eingeschlafen war, dachte, indem er sich vollkommen glückselig fühlte:

„Mein Frau hat die Dragoner lieber, als die Uhlanen. — Warum? — weil das so ein Einfall von ihr ist. — Ich aber, ich habe die eiserne Geldkiste am liebsten!"

Stephen Williams sagte dagegen kein Wort mehr, sondern erwartete mit größter Geduld die Rückkehr der Ruhe. Als wieder etwas Stille eingetreten war, da nahm er von Neuem das Wort und sagte, indem er sich an Herrn von Garennes wandte:

„Da es festzustehen scheint, daß der junge Mann nicht gern unter die Soldaten geht, so möchte ich wissen, ob er irgend etwas besitzt und ob seine eigenen Mittel ihm vielleicht erlauben würden, sich einen Stellvertreter zu kaufen."

Alle Richarde ergriffen jetzt wieder zu gleicher Zeit das Wort.

„Er, etwas besitzen!" riefen die Einen.

„Nackt wie ein Wurm!" sagten die Andern.

„Ich wende mich mit der Frage an Herrn und Frau von Garennes," bemerkte der Amerikaner kalt.

Die Schloßdame übernahm die Antwort.

„Mein Herr," sagte sie, „Sie erfüllen Ihr Mandat auf gewissenhafte Weise: es ist das ein Zeichen, daß Sie ein zuverlässiger Mann sind. — Unsere lieben Verwandten irren, wenn sie sagen, daß Roland nichts auf der Welt besitze."

„So haben Sie ihm also etwas gegeben?" fragten zwei oder drei Richarde zu gleicher Zeit.

„Unser Benehmen gegen Roland soll Ihrer Würdigung unterworfen werden," antwortete die Schloßdame, „und Jeder von Ihnen wird es billigen. — Als Jean Richard abreiste, hatte er etwa noch tausend Franken von dem Nachlasse unsers Oheims, des Buchhändlers, zu heben. Mein Mann hatte ihm gewisse Summen geborgt, allein er wollte sich nicht mit jenen tausend Franken, der einzigen Habe der Waise, bezahlt machen, und die tausend Franken wurden unserm Neffen Roland unversehrt erhalten."

„Das ist herrlich!" rief Herr von Gueret, ergriffen von Bewunderung, aus.

„Sapperment!" sagte Richard-Taillis; „das ist wirklich edel! — Sich nicht einmal bezahlt zu machen!"

Der Künstler schlug in die Hände; Luzerne und er riefen zu gleicher Zeit aus:

„O, alte Redlichkeit!"

Selbst der Amerikaner nickte billigend mit dem Kopfe und fragte dann:

„Kann man für tausend Franken einen Stellvertreter erkaufen?"

„Nein, mein Herr," antwortete Herr von Garennes; „aber

unser Neffe Roland besitzt mehr, als tausend Franken. — Meine Frau hat Ihnen noch nicht Alles gesagt."

„Wie!" riefen die Richard im Chor; „er besitzt noch mehr, als tausend Franken!"

„Erzähle das selbst, mein Freund," sagte die Schloßdame mit sanfter Würde und indem sie die Hand auf den Arm ihres Mannes legte; „diese gute Handlung gehört ganz und gar Dir an, und an Dir ist es daher, dieselbe zu bekennen."

„Mein Gott!" sagte Herr von Garennes ganz einfach, „ich habe ja das nicht gethan, um den Tugendpreis zu erwerben! — Jedes Jahr sind die Interessen von Rolands kleinem Capital der Masse hinzugezählt, und Roland, oder vielmehr sein Vater, wenn derselbe noch lebt, kann daher jetzt über zweitausend fünfhundert Franken in schönen harten Thalern verfügen."

Tante Noton auf der einen, und Sophie von Baliveaux auf der andern Seite erhoben sich mit großer Feierlichkeit, um zu dem tugendhaften Vetter zu gehen und seine Hand zu drücken. In einem Augenblicke war Herr von Garennes von dem ganzen Haufen der Richarde umgeben, die sämmtlich bis zu Thränen gerührt waren.

„Ha! das ist ein schöner Zug!" sagte man. „Das ist dem Herzen wohlthuend!"

„Sapperment! Sapperment! so ist doch noch Zartgefühl auf dieser Welt zu finden!"

„Wenn man das in die Zeitungen setzte," sagte der Künstler, welcher aufrichtig verwundert war, „so würden viele Leute es nicht glauben!"

„Solche Züge sind nicht häufig!" fügte Herr von Jardins hinzu.

„Positiv!" wollte er dann schließen und damit seine Phrase, wie mit einem Punkte, versehen.

Aber die Rührung schnitt ihm das Wort ab.

Inmitten dieser allseitigen Lobreden erhob sich die Stimme des Herrn Stephen Williams von Neuem, um seine letzte Frage zu wiederholen:

„Kann man für zweitausend fünfhundert Franken einen Stellvertreter kaufen?" fragte er.

Alle Anwesenden wandten entrüstet ihre Blicke gegen ihn. An solche Kleinigkeiten einem solchen Seelenadel gegenüber zu denken!

„Es giebt Leute," versetzte Frau von Jardins, diese halbe Muse, „welche da, unter der linken Brust, wahrhaftig gar nichts haben!"

Dieses Mal konnte Herr von Jardins sein „Positiv!" mit möglichstem Nachdrucke anbringen.

Dennoch muß man bekennen, daß Herr von Jardins der bestimmten und klaren Frage des Fremden gegenüber in einige Verlegenheit gerieth; aber die unvergleichliche Julie hatte schon zu Anfang der Scene ihren Plan vollkommen fertig gehabt.

„Mit zweitausend fünfhundert Franken kann man einen Stellvertreter kaufen, mein Herr," antwortete sie. „Allein unser Neffe Roland wird keinen kaufen."

„Ei der Tausend!" riefen die Richarde beifällig; „das heißt gesprochen!"

„Ist mir erlaubt, zu fragen, warum er keinen Stellvertreter kaufen wird?" fragte abermals Stephen Williams.

„Aus zwei Gründen wird er keinen Stellvertreter kaufen," antwortete die Schloßdame in dem Tone eines Advocaten, welcher das entscheidende Argument anbringt. „Zunächst: wenn unser Bruder Jean noch lebt, wie Sie selbst gesagt haben, mein Herr, so kann sein Sohn denselben nicht bei seinen Lebzeiten beerben; das Geld gehört also unserm Bruder, und nicht etwa Roland."

Der Amerikaner schlug die Augen nieder und zog die Brauen ein Wenig zusammen; dieser meisterhaft beigebrachte Hieb ließ keine Erwiderung zu.

Die Richarde blickten sich gegenseitig mit einem Mienenspiel an, in welchem die Bedeutung lag:

‚Das ist ein ausgezeichnetes Weib!"

„Zweitens," fuhr die Schloßdame fort, deren Stimme jetzt einen kräftigeren Ausdruck annahm, „wird unser Neffe Roland keinen Stellvertreter kaufen, weil man zum voraus über die zweitausend fünfhundert Franken verfügt hat, welche demselben durch unsere Sorgsamkeit gesichert waren."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Stephen Williams rasch.

„Ein Haus in Boston," antwortete Frau von Garennes, indem sie ihre Worte mit einem zweideutigen Lächeln begleitete, „hat geglaubt unserm Bruder Jean hundert Pfund Sterling vorstrecken zu dürfen, also gerade so viel, wie Rolands Credit in unsern Büchern beträgt."

Der Amerikaner erhob sich und verneigte sich tief gegen die Schloßdame.